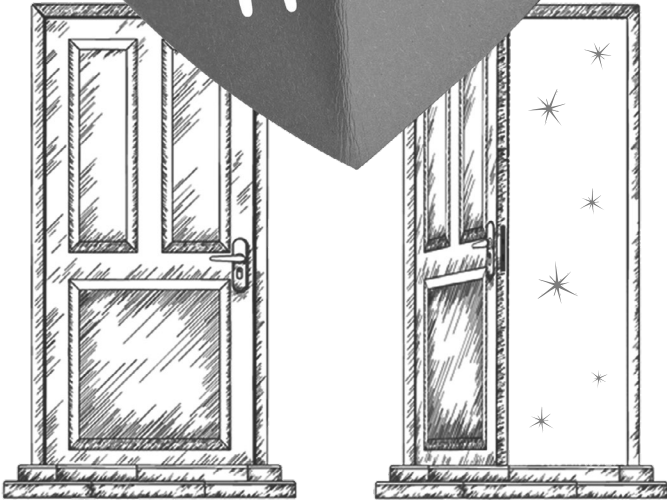






SANDRA BOLZ



*Augenblicke*  
der Menschlichkeit  
in der rechtlichen Betreuung

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Verlag verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne die Zustimmung des Verlags unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Verlags, zu erreichen unter: [bolz@kanzlei-bolz.de](mailto:bolz@kanzlei-bolz.de).

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (Text und Data Mining) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2025 Sandra Bolz · [bolz-betreut.de](http://bolz-betreut.de)

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: B.treut mit Herz, Sandra Bolz, Hessenring 83, 61348 Bad Homburg, [bolz@kanzlei-bolz.de](mailto:bolz@kanzlei-bolz.de)

Lektorat: BÜCHERMACHEREI · [buechermacherei.de](http://buechermacherei.de)

Satz u. Layout/E-Book: BÜCHERMACHEREI · Gabi Schmid · [buechermacherei.de](http://buechermacherei.de)

Illustrationen: Laura Gemmeke · [lauragemmeke.com](http://lauragemmeke.com)

Covergestaltung: Corina Witte-Pflanz · [OOOGRAFIK.de](http://OOOGRAFIK.de)

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:

trdition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg

Softcover: 978-3-9827639-1-0

Hardcover: 978-3-9827639-0-3

EBook: 978-3-9827639-2-7

# INHALT

|   |     |
|---|-----|
| Warum ich dieses Buch geschrieben habe                    | 9   |
| Bevor es losgeht: Was ist rechtliche Betreuung überhaupt? | 16  |
| Diese riesengroße Hilflosigkeit                           | 22  |
| Die Orchidee  | 27  |
| Stapelweise   | 34  |
| Zwei Straßen weiter                                       | 42  |
| „Es ist schon recht so“                                   | 48  |
| Die Schuld(en)falle                                       | 54  |
| Am Boden  | 65  |
| Der Doppelname  | 72  |
| Clara   | 76  |
| Ein Haus am Ende des Weges                                | 89  |
| Flurstücke  | 96  |
| Freitags um zehn  | 103 |
| Zu Kreuze gekrochen                                       | 107 |
| Ohne Vorwarnung   | 114 |
| Die leisen Anteile  | 121 |
| Zwischen den Tönen  | 130 |
| Die Kellertür   | 136 |
| Der passende Rahmen                                       | 143 |
| Schneeflocken   | 150 |
| Die Halt(e)stelle   | 158 |
| Ein Blick zurück - was trägt                              | 165 |
| Zwischen den Türen - ein leiser Dank                      | 166 |



Dieses Buch ist für Sie!

Weil Sie es gerade in den Händen halten – vielleicht einfach aus Interesse, vielleicht aber auch, weil Sie selbst oder jemand, den Sie kennen, betroffen ist. Vielleicht haben Sie Angehörige, Freundinnen, Kollegen oder Nachbarn, die betreut werden.

Möglicherweise arbeiten Sie auch wie ich im Betreuungssystem und finden sich daher in manchen Passagen wieder. Es kann sein, dass Sie beim Lesen an der einen oder anderen Stelle denken: „Das kenne ich auch.“ Oder: „Ja, genau so ist es.“

Eine Betreuung kann uns allen jederzeit und unerwartet begegnen. Plötzlich sind wir selbst betroffen – in unserem eigenen Leben oder Umfeld.

Deshalb habe ich dieses Buch für Sie geschrieben.

Und ich habe es für die Menschen geschrieben, die ich betreue – die mich jeden Tag aufs Neue faszinieren, inspirieren und berühren.

Allen Betreuern und Betreuerinnen möchte ich Mut machen und Zuversicht mitgeben. Denn von beidem brauchen wir in diesem Beruf eine ganze Menge.

Menschen rechtlich zu betreuen, ist eine große Herausforderung, ja, ein täglicher Spagat zwischen Helfen-Wollen und Nicht-helfen-Können. Doch zugleich kann dies ein großes Geschenk sein. Für die Betroffenen und für uns, die wir tagtäglich gefordert sind, die uns anvertrauten Menschen bestmöglich zu begleiten. Betreuung ist ein Beruf, der fordert – und sehr erfüllend sein kann.

## *Ein Wort zum Gendern*

Das Thema „Gendern“ ist mir wichtig – und gleichzeitig möchte ich, dass dieses Buch gut lesbar ist. Ich persönlich empfinde es als mühsam, durchgehend über Betreuer:innen, Ärzt:innen oder Klient:innen zu lesen. Deshalb verwende ich mal die männliche, mal die weibliche Form: An einer Stelle schreibe ich von Betreuern, Ärztinnen oder Klienten, an anderer von Betreuerinnen, Ärzten oder Klientinnen. Unabhängig davon dürfen Sie sich jederzeit angesprochen fühlen – ganz gleich, welchem Geschlecht Sie sich zugehörig fühlen und ob Sie sich überhaupt einem Geschlecht zuordnen. Dieses Buch richtet sich an alle Menschen. Es geht um Begegnung, Würde und das Menschsein – jenseits von Kategorien.

## *Warum ich dieses Buch geschrieben habe*

Dieses Buch ist mein Herzensprojekt. Es erzählt von Begegnungen – von Momenten, in denen sich Türen öffnen: manchmal ganz weit, manchmal nur ein kleines Stück. Manchmal bleibt eine Tür auch geschlossen, und wir stehen davor – mit dem Wunsch, zu verstehen.

In der rechtlichen Betreuung treffen wir auf Menschen, deren Leben sich hinter den verschiedensten Türen abspielt. Hinter manchen verbergen sich Schmerz oder Angst, hinter anderen Scham oder das Bedürfnis nach Schutz. Manchmal dürfen wir vorsichtig anklopfen – und vielleicht sogar eintreten. Hin und wieder werden wir auch vor die Tür gesetzt. Oder sie wird uns vor der Nase zugeschlagen.

Jede Betreuung führt mich in eine eigene Lebenswelt, die bunt sein kann oder grau, in der es sehr laut oder auch ganz leise zugehen kann. Was sich dahinter verbirgt, weiß ich zu Beginn meist nicht. Ich sehe nur das, was die Menschen mir zeigen.

Manchmal darf ich zuhören und begleiten – achtsam und im Bewusstsein, dass mir oft sehr persönliche Dinge anvertraut werden.

Diese Begegnungen prägen mich, fordern mich heraus und lassen mich wachsen. Vor allem, wenn sie mich berühren. Nach manchen Gesprächen sehe ich die Welt ein wenig anders als zuvor – und oft auch mich selbst.

Es ist ein Geschenk, einen Blick hinter die Türen der betreuten Menschen werfen zu dürfen. Das gelingt nur, wenn ich mich wirklich einlasse, offen bin für die Geschichten derjenigen, die ich begleite, bereit, emotional zu berühren – und berührt zu werden.

In der Betreuung habe ich nicht nur einen Chef – ich habe viele. Denn jeder Mensch ist Experte für das eigene Leben. Im

Mittelpunkt meiner Arbeit stehen die Wünsche und die Entscheidungen der Betreuten. So ist es für mich selbstverständlich, auf eine Weise zu unterstützen, die es den Menschen ermöglicht, ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten – *trotz* rechtlicher Betreuung. Oder gerade *durch* sie.

Und das Leben? Oft überrascht es uns dort, wo wir es nicht erwarten. Es schreibt die besten Geschichten, stellt uns vor die größten Herausforderungen – und schenkt uns die schönsten Momente. Aber nicht immer geht es gut aus. Manchmal hätte ich mir ein Wunder für all diese Menschen gewünscht, die meinen Weg gekreuzt und mich – auf ganz unterschiedliche Weise – berührt haben.

Die Geschichten in diesem Buch beruhen auf echten Begegnungen aus meiner Arbeit als rechtliche Betreuerin. Weil das so tief gehen kann, war es mir wichtig, sie mit größtem Respekt zu erzählen – persönlich, aber nicht privat. Namen, Orte und individuelle Merkmale wurden vollständig anonymisiert und teilweise fiktionalisiert, wo Schutz notwendig war. Rückschlüsse auf konkrete Personen sind nicht möglich.

Dieses Buch soll zur Entstigmatisierung psychischer Erkrankungen beitragen und dazu, betroffenen Menschen mit Empathie, Respekt und Mitgefühl zu begegnen.

Ich möchte zeigen, dass rechtliche Betreuung nicht bedeutet, das Leben anderer vom Schreibtisch aus zu verwalten – sondern Beziehung zu gestalten, Vertrauen zu ermöglichen und Verantwortung zu übernehmen. Betreuung beginnt mit Begegnung. Dieses Buch ist ein Versuch, sichtbar zu machen, was geschieht, wenn Türen sich öffnen.

Immer wieder werde ich gefragt, wie viel Nähe in der rechtlichen Betreuung erlaubt – oder sogar erforderlich – ist. Eine einfache Antwort darauf gibt es nicht. Diese Frage beschäftigt mich oft, seit ich diesen Beruf ausübe. Meine Aufgabe ist grund-

sätzlich klar umrissen: Ich organisiere, koordiniere und schaffe Strukturen. Ich begleite nicht zu jedem Arztbesuch, wasche keine Wäsche, räume keine Wohnung aus und erledige keine Einkäufe. Diese Grenzen zu kennen und zu wahren, ist wichtig – für die betreuten Menschen und für mich selbst.

Dennoch gibt es Momente, in denen sich das Leben nicht an Stellenbeschreibungen hält. In denen Grenzen verschwimmen. Wenn niemand sonst da ist, wenn eine Notlage entsteht, wenn es um das Menschliche geht – dann handle ich manchmal auch über das Organisatorische hinaus. Nicht, weil es meine Pflicht ist, sondern weil es sich in diesem Moment für mich richtig anfühlt.

Diese Ausnahmen sind selten – und gehören doch dazu. Wie in allen Berufen, in denen der Mensch im Mittelpunkt steht. Gerade in der Arbeit mit psychisch erkrankten oder besonders verletzlichen Personen braucht es oft mehr als Organisation. Rechtliche Betreuung verbindet beides: das Rechtliche und das Soziale.

Es ist eine ständige Gratwanderung: die professionelle Distanz zu wahren, die eigene Rolle nicht zu verlieren – und dennoch offen zu bleiben für echte Begegnungen. Ich bin überzeugt davon, dass wir als Betreuerinnen immer wieder zwischen beiden Polen stehen: Abgrenzung und Menschlichkeit. Das verlangt Selbstreflexion – und manchmal auch den Mut, Nein zu sagen.

Die folgenden Geschichten erzählen bewusst von besonderen Momenten, in denen die zwischenmenschliche Begegnung im Fokus steht. Verwaltung und Organisation nehmen zwar den größten Teil unserer Tätigkeit ein – aber sie sind nicht das Herzstück unserer Arbeit.

Diese – und viele andere – Begegnungen zeigen mir jeden Tag aufs Neue, warum ich diesen Beruf gewählt habe: Ich möchte keine Leben verwalten, sondern die Menschen dahinter

kennenlernen. Nicht alles für sie tun – aber das Richtige, wenn es darauf ankommt.

Was ich erzähle, ist weder ein Ideal noch ein Optimum, sondern das, was ich erlebt habe – mit Licht- und Schattenseiten.

Deshalb wünsche ich mir, dass Sie dieses Buch nicht als Anleitung verstehen, etwas anders oder gar besser zu machen. Es ist eine Einladung: zum Mitfühlen, Nachdenken, Reflektieren – und vielleicht auch zum Wiedererkennen.

In bislang rund zweihundert Betreuungen habe ich sicher nicht alles richtig gemacht. Und das ist okay. Wir müssen (und können) nicht perfekt sein – auch nicht als Betreuerinnen.

Wenn ich als Mutter einen Erziehungsratgeber lese, habe ich oft schon nach wenigen Seiten ein schlechtes Gewissen, weil mir klar wird, was ich alles anders – und vermeintlich falsch – gemacht habe. Ich wünsche mir, dass dieses Buch Sie nicht mit diesem Gefühl zurücklässt.

Denn wir alle geben zu jedem Zeitpunkt unser Bestes. Wenn etwas schiefgeht, liegt das nicht am fehlenden Willen – sondern an dem wunderbaren Umstand, dass es hier um echte, menschliche Begegnungen geht. Nicht um Roboter oder Maschinen, die im Übrigen auch nicht fehlerfrei sind.

Als Betreuerin erlebe ich immer wieder, wie sehr das System der rechtlichen Betreuung uns an Grenzen bringt – zeitlich, emotional und wirtschaftlich. Die strukturellen Rahmenbedingungen machen es oft schwer, das Menschliche in den Mittelpunkt zu stellen. Für mich ist Betreuung – trotz der rechtlichen Verantwortung – ein sozialer Beruf. Gerade deshalb sind Gespräche mit betreuten Menschen kein Luxus, sondern notwendig.

Ich wünsche mir, dass meine Kolleginnen nicht den Eindruck gewinnen, intensive Gespräche würden Erwartungen wecken, die unsere Rolle überfordern – etwa die Vorstellung, wir müssten jederzeit erreichbar und für alles zuständig sein. Für mich

sind solche Gespräche eine wertvolle Investition. Sie schaffen Beziehung und Vertrauen – und ich erlebe immer wieder, dass genau das vieles einfacher macht. Manche Fragen klären sich dann fast von allein, und Konflikte treten seltener auf.

In meinen Seminaren empfehle ich hin und wieder, sich ein zweites Standbein aufzubauen, um die Zahl der Betreuungen so zu begrenzen, dass der Mensch im Mittelpunkt stehen kann.

Es geht um die Balance zwischen Professionalität, strukturellen Rahmenbedingungen und der menschlichen Seite – die trotz aller Vorgaben das Wesentliche unserer Arbeit bleiben sollte.

Wenn Betreuungen mit Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit, Wertschätzung und Empathie geführt werden, ist das zweifelsohne anspruchsvoll, denn diese Haltung verlangt Selbstreflexion, Aufmerksamkeit und oft auch Mut. Aber gerade darin liegt für mich das zutiefst Bereichernde an dieser Arbeit. Keine einzige meiner Betreuungen möchte ich missen.

Vor über zehn Jahren wurde ich erstmals als rechtliche Betreuerin bestellt – mit dem Wunsch, die Welt ein kleines bisschen besser zu machen. Dieser Wunsch begleitet mich bis heute. Auch wenn ich inzwischen weiß, dass ich an der Umsetzung oft scheitere. Ich kann Menschen nicht retten oder heilen. Aber ich kann sie begleiten. Manchmal *nur*. Manchmal *immerhin*. Und das tue ich mit dem Herzen.

Als ich 2013 begann, hatte ich keine Vorstellung davon, was mich erwarten würde. Vieles von dem, was ich seither erlebt habe, kann ich bis heute kaum glauben – und genau das macht diese Arbeit für mich so abwechslungsreich und lebendig.

In meinem ersten Jahr als Betreuerin habe ich mehr gelernt als je zuvor. Ich war nicht vorbereitet auf das, was ich in dieser Zeit alles erlebt habe.

Eines ist daher sicher: Langatmig wird dieser Beruf nie. Aber einen langen Atem – den braucht es durchaus, vor allem im

Dickicht der Paragraphen und der Behörden. Den Blick dabei auf die Menschen zu richten, ist oft die größte Herausforderung.

Jeder Tag in der Betreuung ist anders. Es gibt Höhen und Tiefen, wie im echten Leben. Denn Betreuung ist genau das: wahres Leben, mit allem, was dazugehört.

Als rechtliche Betreuer sind wir nicht nur Kämpfer gegen die Bürokratie. In bestimmten Situationen sind wir auch Vertrauensperson, Sekretärin, Sozialarbeiter, Detektiv, Mutter, Vater, Seelsorgerin, Psychotherapeut – alles in einem. Auch wenn das in keiner Aufgabenbeschreibung steht. Aber genau das liebe ich an meinem Beruf. Obwohl er oft alles andere als leicht ist – und ein dickes Fell sowie professionelle Distanz fast täglich gefordert sind.

Dies ist kein klassisches Fachbuch. Es geht um Begegnungen mit Menschen, die erkrankt sind – lebenslang oder vorübergehend. Es erzählt von Schicksalen und Lebenswegen, die mich tief berührt haben – und es immer noch tun. Es beschreibt Situationen, die komisch, traurig, schön, lustig und bewegend zugleich sind. Und es soll zeigen, was für mich das Herzstück der rechtlichen Betreuung ist: unsere Haltung.

Es ist ein Buch darüber, was Zuhören bewirken kann. Wie es sich anfühlt, Situationen auszuhalten, aus denen man am liebsten fliehen würde. Es geht darum, was es heißt, Menschen dort abzuholen, wo sie gerade stehen – nicht dort, wo wir meinen, dass sie stehen sollten. Was bedeutet Loslassen in der Betreuung? Was bringt es mit sich, zu bleiben? Es geht um die leisen Momente, in denen Vertrauen entsteht. Und darum, wie wohltuend es sein kann, mit offenem Herzen einfach da zu sein – ohne retten oder heilen zu müssen.

Ich habe dieses Buch als rechtliche Betreuerin geschrieben – und vor allem als Mensch. Denn bei all den Paragraphen, Anträgen und Zuständigkeiten geht es am Ende immer um eines: Ein

Mensch begegnet einem anderen. Manchmal entsteht daraus etwas, das trägt - und persönliches Wachstum möglich macht.

Ich wünsche mir, dass dieses Buch Sie berührt. Dass es Ihnen Mut macht, hinzuschauen. Und Ihnen zeigt, wie viel Menschlichkeit in einem System möglich ist, das oft als bürokratisch und distanziert gilt.

Wenn Sie nun neugierig sind, was sich hinter den vielen Türen verbirgt, lade ich Sie herzlich ein, gemeinsam mit mir einzutreten.

## *Bevor es losgeht: Was ist rechtliche Betreuung überhaupt?*

Eine Betreuung wird eingerichtet, wenn ein erwachsener Mensch seine rechtlichen Angelegenheiten nicht mehr selbst regeln kann und eine körperliche oder psychische Erkrankung oder Behinderung dafür verantwortlich ist (§ 1814 BGB).

Aber was bedeutet das genau – und wie sieht es in der Praxis aus?

### *Ein Beispiel aus dem Alltag*

Stellen wir uns Frau Holzer vor: Sie ist einundachtzig Jahre alt und leidet an einer Demenz vom Alzheimer-Typ<sup>1</sup>. Ihre Orientierung lässt nach, sie vergisst Dinge, erkennt vertraute Gesichter nicht mehr. Ihr Mann ist bereits verstorben, Kinder hat sie keine. Eine Vollmacht hat sie niemandem erteilt.

Eines kalten Abends im November wird sie von der Polizei aufgegriffen, als sie verwirrt, nur im Nachthemd bekleidet und ohne Schlüssel, durch die Straßen irrt. Sie sagt, sie suche ihre Mutter. Auf die Frage der Polizisten, wo Frau Holzer wohne, kann sie nicht antworten, weil sie es nicht mehr weiß.

Die Polizei bringt sie ins Krankenhaus – auf die gerontopsychiatrische Station<sup>2</sup>. Dort beantragen die Ärzte die gerichtliche Genehmigung einer freiheitsentziehenden Unterbringung – und regen zugleich ein Betreuungsverfahren an. Denn niemand darf für Frau Holzer momentan Entscheidungen treffen: keine Angehörigen, kein Bevollmächtigter.

---

1 Demenz vom Alzheimer-Typ: die häufigste Form der Demenz mit fortschreitendem Gedächtnisverlust und Wesens- sowie Verhaltensveränderungen.

2 Gerontopsychiatrie: Fachbereich der Psychiatrie für ältere Menschen mit psychischen Erkrankungen – z. B. Demenz oder Depression.

*Was passiert dann?*

Das Amtsgericht beauftragt die Betreuungsbehörde mit einem Sozialbericht. Kommt diese zu dem Schluss, dass eine Betreuung notwendig ist, schlägt sie einen geeigneten Betreuer vor. Im Anschluss wird ein psychiatrisches Gutachten eingeholt. Bestätigt es die Betreuungsbedürftigkeit, bestellt das Gericht eine rechtliche Betreuerin – in diesem Fall mich.

*Was bedeutet das konkret?*

Je nach Anordnung des Gerichts können meine Aufgaben nun sein:

- mit Ärzten sprechen und medizinische Behandlungen koordinieren,
- einen Pflegedienst oder Heimpflegeplatz organisieren,
- Rechnungen begleichen,
- Post sichten und bearbeiten,
- Essen auf Rädern oder einen Hausnotruf beauftragen,
- Sozialleistungen beantragen und
- bei Schulden mit Gläubigern oder der Schuldnerberatung Kontakt aufnehmen.

Dabei gilt: Ich bin an Frau Holzers Wünsche gebunden – solange diese umsetzbar sind, keine Gefahr für sie selbst oder ihr Vermögen darstellen und sie die Tragweite ihrer Wünsche erfassen kann. Gefährdet die Wunschbefolgung jedoch Frau Holzer oder ihr Vermögen und kann sie dies krankheitsbedingt nicht erkennen, bin ich verpflichtet, schützend einzugreifen und ihrem Wunsch gerade nicht zu folgen.

### *Was viele nicht wissen*

Eine Betreuung greift nur ein, wenn es keine anderen ausreichenden Hilfen gibt. Ich darf also nur stellvertretend für Frau Holzer handeln, wenn andere Unterstützungsangebote – etwa durch Angehörige oder soziale Dienste – nicht ausreichen.

Ich vergleiche meine Rolle gern mit einem Boxenstopp-Team in der Formel 1: Frau Holzer als betreute Person fährt ihr eigenes Rennen. Ich stehe in der Boxengasse bereit – aber eingreifen darf ich nur, wenn ihr Auto nicht mehr fahrtüchtig ist. Dann fahren wir das Rennen mit meinem Wagen gemeinsam zu Ende – als Team, und zwar für Frau Holzers Rennstall.

### *Rechtliche Grundlagen*

Als Betreuerin erhalte ich vom Gericht einen Betreuerausweis für Frau Holzer. Damit kann ich in ihrem Namen handeln, Anträge stellen, Auskünfte einholen oder Verträge abschließen.

Aber: Auch mit Betreuung bleibt Frau Holzer grundsätzlich geschäftsfähig<sup>3</sup>. Diesen Grundsatz nennt man „Doppelzuständigkeit“: Betreuerin und betreute Person können beide nebeneinander – rechtlich wirksam – handeln.

Das war nicht immer so. Vor der Reform im Jahr 1992 wurden Menschen durch die Anordnung einer Vormundschaft entmündigt – sie konnten keine eigenen rechtswirksamen Entscheidungen mehr treffen. Mit der Einführung der rechtlichen Betreuung wurde dieses System abgeschafft.

Nur wenn ein psychiatrisches Gutachten das Fehlen der Geschäftsfähigkeit oder des freien Willens<sup>4</sup> ausdrücklich feststellt, darf ich stellvertretend handeln.

---

3 Geschäftsfähigkeit: die Fähigkeit, wirksame Entscheidungen im Rechtsverkehr zu treffen – z. B. Verträge abzuschließen.

4 Freier Wille: die Fähigkeit, eine Entscheidung zu überblicken, die Vor- und Nachteile abzuwägen und danach handeln zu können.

### *Im medizinischen Bereich*

Hier gibt es diese Doppelzuständigkeit nicht. Das bedeutet: Wenn Frau Holzer selbst in eine medizinische Maßnahme einwilligen kann, darf auch nur sie diese Entscheidung (ob Einwilligung oder Ablehnung) treffen. Ich darf dann nicht eingreifen – selbst, wenn ich anderer Meinung bin. Nur, wenn die Einwilligungsfähigkeit fehlt, darf ich in ihrem Namen entscheiden. Diese Regelung ist Ausdruck des Selbstbestimmungsrechts – ein Grundsatz, der durch die Reform des Betreuungsrechts im Jahr 2023 nochmals gestärkt wurde.

Trotzdem bitten viele Ärzte uns als Betreuer oft vorsorglich um eine zusätzliche Einwilligung – aus Angst vor einer möglichen Haftung. Denn ohne Einwilligung macht der Arzt sich möglicherweise strafbar. Dabei gilt: Im Notfall muss niemand einwilligen, da sind die Ärzte gerechtfertigt, wenn sie behandeln.

### *Verantwortung und Kontrolle*

Nur – und dies gilt tatsächlich ohne Ausnahme – wenn die betreute Person nicht mehr selbst entscheiden kann, darf ich für sie diese Entscheidung treffen. Dabei muss ich mich an ihrem mutmaßlichen Willen orientieren. Das heißt, ich frage mich, was Frau Holzer wollen würde, wenn sie es jetzt – unbeeinflusst von ihrer Demenzerkrankung – äußern könnte.

In manchen Fällen ist zusätzlich die Genehmigung des Gerichts erforderlich. Diese Kontrolle schützt die Rechte der betreuten Person und ist wichtig.

### *Ein weit verbreitetes Missverständnis*

Der Irrglaube, Betreuung bedeute nach wie vor Entmündigung, ist noch immer weit verbreitet. Ebenso wie die Annahme, dass ich alles bestimme, sobald ich Betreuerin bin. Dass ich z. B.

einfach hinter Frau Holzers Rücken das hart erwirtschaftete Haus verkaufe, ohne Rücksprache mit ihr.

Wen wundert es da, dass viele Menschen Angst vor einer Betreuung haben? Der Gedanke, die Kontrolle über das eigene Leben zu verlieren und in fremde Hände legen zu müssen, macht Angst. Was passiert mit meinem Geld, das ich mühsam angespart habe? Werde ich gegen meinen Willen in ein Heim gebracht? Diese Sorgen sind real – und sie begegnen mir oft als Erstes, wenn ich betreute Menschen oder ihre Angehörigen zum ersten Mal treffe. Betreuung ist Vertrauenssache, und Vertrauen braucht Zeit, die zu Beginn oft fehlt. Denn wenn ich als Betreuerin bestellt werde, brennt der Wald manchmal schon. Dann muss erst einmal gelöscht werden, bevor Vertrauen wachsen kann.

Das ist eine große Herausforderung: menschlich, fachlich und kommunikativ. Ich trete Menschen gegenüber, die mich nicht kennen – mit all ihren Ängsten und Zweifeln, ihrer Wut und ihrer Ohnmacht. Dort muss ich sie abholen und mit diesen Emotionen annehmen, auf Augenhöhe und mit Respekt.

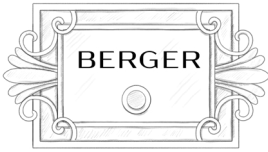
### *Eine Frage der Haltung*

Betreuung ist für mich eine Tätigkeit, bei der ein Mensch – und nicht ein Problem – im Mittelpunkt steht. Es ist vor allem eine Frage des Menschenbildes, wie wir kommunizieren. Ich muss mir selbst in die Augen schauen können und wissen, dass ich aufrichtig handle. Jeden Tag aufs Neue.

Menschen, die sich nicht mehr selbst helfen können, brauchen Empathie, Fürsorge und Schutz. Diese Verantwortung trägt der Staat, und dem wird er durch die Betreuung gerecht. Wir Betreuer sind dabei der verlängerte Arm des Staates, wir werden treuhänderisch tätig. Uns wird etwas – und vor allem *jemand* – anvertraut.

Das Gericht prüft deswegen auch regelmäßig, ob ich meine Aufgaben gewissenhaft erfülle, sowohl in der Vermögenssorge als auch in gesundheitlichen und persönlichen Belangen.

Denn in eine solche Situation kann jeder von uns geraten. Zu jeder Zeit. Wie beruhigend wäre es, wenn wir wüssten, dass dann jemand da ist, der ehrlich, menschlich und verlässlich an unserer Seite steht.



Diese riesengroße Hilfslosigkeit

Wenn ich sehe, welche Schicksale die von mir betreuten Menschen tragen müssen, verlasse ich mein Büro oft ein ganzes Stück demütiger und dankbarer, als ich es am Morgen betreten habe. Gleichzeitig gehe ich manchmal mit dem frustrierenden Gefühl nach Hause, nichts bewirken zu können – und nur zugesehen zu haben, weil es keine andere Möglichkeit gab. Diese Mischung aus Mitgefühl, Dankbarkeit und Ohnmacht auszuhalten, ist eine echte Herausforderung.

In all den Jahren habe ich viele Menschen betreut, die alkoholabhängig, drogensüchtig oder obdachlos waren, oft alles zugleich. Und ja, auch ich habe mich – besonders zu Beginn – schon dabei erlappt, wie ich den volltrunkenen Klienten, der sich morgens in meinem Wartezimmer übergeben hat, nicht gerade mit einem Freudenschrei begrüßt habe.

In der Arbeit mit suchterkrankten Menschen sehen wir oft nur einen winzigen Ausschnitt ihres Lebens. Wir riechen die Alkoholfahne, sehen das Erbrochene auf unserem Teppich, lesen von Promillewerten fernab jeglicher Vorstellungskraft. Und wir richten unseren Blick auf das, was Arbeit macht: „Jetzt soll ich auch noch den Teppich schrubben? Wofür das alles, wenn er sowieso wieder rückfällig wird?“

Doch in solchen Momenten vergessen wir leicht: Hinter all dem steht ein Mensch mit einer Geschichte, die so einzigartig ist wie der Mensch selbst.

Warum ist jemand in die Sucht hineingeraten? Wie konnte er in der Drogenszene landen? Weshalb wurde er oder sie ge-

walztätig? Aus welchem Grund saß sie im Gefängnis? Niemand kommt so auf die Welt, und die Ursachen sind vielfältig.

In diesen Augenblicken der Reflexion wird mir bewusst: Wir haben kein Recht zu urteilen. Auch nicht darüber, warum jemand heute auf der Straße lebt, seinen Körper verkauft oder täglich sein Leben riskiert.

Ich frage mich oft: Wen betreue ich da eigentlich, wer ist der Mensch hinter den wenigen Daten, die ich zu Beginn habe? Wie begegne ich ihm? Gehe ich wirklich ohne Vorurteile in den ersten Kontakt? Oder denke ich insgeheim, ich wüsste, was für Menschen mit einer Suchterkrankung „gut“ oder gar „richtig“ ist?

Ich habe schon oft gedacht, ich habe gut reden. Ich bin Rechtsanwältin und Betreuerin. Ich hatte Glück, mein Weg war ein anderer.

Wenn ich Frank Berger anschau – oft weicht er meinem Blick aus –, spüre ich seine Sehnsucht nach einem anderen Leben.

Er wuchs in einer Berliner Plattenbausiedlung als das vierte von acht Kindern auf. Der Vater starb früh, die Mutter war alkoholkrank und arbeitete nachts in Bordellen. Tagsüber schlief sie. Oder trank. So mussten sich die älteren Geschwister um die jüngeren kümmern, bis irgendwann das Jugendamt eingriff und alle acht Kinder in Obhut nahm.

Frank Berger war sieben Jahre alt, als er in eine Pflegefamilie kam. Er durfte zur Schule gehen, und er merkte bald: Für gute Noten bekam er Aufmerksamkeit. Das war etwas, das er bis dahin nicht kannte. So entwickelte er Ehrgeiz, machte sein Abitur, absolvierte eine Ausbildung zum Bankkaufmann und wurde übernommen. Er schaffte es bis ganz nach oben in den Vorstand.

Er heiratete, wurde Vater zweier Töchter. Doch das Leben, das er sich aufgebaut hatte, begann zu bröckeln, als aus dem Feierabendbier immer öfter mehrere Flaschen wurden. Das half

ihm, abzuschalten und die dunklen Gedanken zu verdrängen, die ihn seit einiger Zeit quälten.

Schließlich erhielt er die Diagnose einer schweren Depression<sup>5</sup>, die er mit Alkohol zu betäuben versuchte. Er hatte doch gesehen, dass das auch seiner Mutter vermeintlich immer geholfen hatte. Wenn es ihr schlecht ging, griff sie zur Flasche. Doch dann kam der Absturz: Frank Berger verlor zuerst seinen Job, dann trennte sich seine Frau von ihm, und am Ende verlor er auch noch seine Wohnung. Das Schlimmste aber für ihn war, dass seine Töchter den Kontakt zu ihm abbrachen – weil sie sich für ihn schämten, vermutet er. Seitdem hat er sie nicht mehr wiedergesehen.

Eines Nachts wurde er in seiner Stammkneipe von einem fremden Mann angesprochen. Ob er Lust auf einen Trip hätte. Frank Berger, mittlerweile beim sechsten Bier, sehnte sich nach einer Lösung, er suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Der Mann lud ihn ein: In dieser Nacht zog Herr Berger seine erste Line Kokain. Für ein paar Stunden konnte er alles vergessen. Doch kaum war er wieder in der Realität angekommen, wollte er mehr davon. Mehr von dem, was ihm in dieser Nacht so gut getan hatte.

Ohne Geld blieb ihm nur eine Möglichkeit: Der fremde Mann bot ihm einen Job als Dealer an. Herr Berger war muskulös, zuverlässig – und schon bald Teil eines Systems. Er wurde neugierig, sodass er beim nächsten Mal auch Crack probierte. Es beruhigte ihn, brachte ihn wieder runter. Dann kam auch Heroin dazu. So wurde der Konsum zu einer Flucht – und einer Sucht.

Als das Dealen nicht mehr ausreichte, arbeitete er als „Beschützer“ in den Bordellen, wo er damals seine Mutter wusste. Er kümmerte sich um die Sicherheit der Frauen und bekam

---

5 Depression: eine psychische Erkrankung mit anhaltender Niedergeschlagenheit, Interessesverlust und teils auch körperlichen Symptomen.

dafür Geld – und manchmal auch den einen oder anderen Schlag auf die Nase.

Frank Berger fand sich in einer Gang wieder, die keine war: Er war in einen handfesten Berliner Clan hineingeraten. Das Fatale war, dass er sich dort zum ersten Mal gesehen fühlte. Dazugehören – mehr wollte er doch gar nicht.

Bis zu dem Tag, an dem sie ihn verrieten. Sie legten ihm eine Waffe in den Kofferraum seines Wagens. Eine Waffe, mit der kurz zuvor ein Mann im Kiez erschossen worden war. Dann riefen sie anonym die Polizei, und Herr Berger wurde festgenommen.

Die Polizei bot ihm einen Deal an: Wenn er aussagen würde, könnte die Staatsanwaltschaft eventuell auf eine Anklage verzichten. Herr Berger hatte Angst vor dem Gefängnis – so weit war es noch nie gekommen. Deshalb kooperierte er mit den Ermittlungsbehörden, woraufhin mehrere Clanmitglieder zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden.

Herr Berger zog in eine andere Stadt, wollte neu anfangen. Aber die Vergangenheit holte ihn immer wieder ein. Nachdem die Clanmitglieder aus der Haft entlassen worden waren, suchten sie ihn, drohten ihm, lauerten ihm auf der Straße und sogar vor seiner Wohnung auf. Heute lebt Frank Berger unter einer neuen Identität – und trotzdem in ständiger Angst.

Die psychischen Belastungen verschlimmerten sich. Er wollte nicht mehr leben, unternahm mehrere Suizidversuche. Zuletzt war es ein Messer, mit dem er sich das Leben nehmen wollte, davor eine Überdosis Tabletten. Er wollte endlich Schluss machen. Ein für alle Mal. Und doch wurde er immer wieder in letzter Sekunde gerettet.

In vielen Gesprächen hat er mir seine Geschichte anvertraut: beruflich vom Vorstand bis zum völligen Ausstieg, persönlich vom Familienvater bis hin zur existenziellen Krise. Er hat mir

eindrücklich geschildert, wie es war, alles zu verlieren: den Beruf, die Familie, die Wohnung – und schließlich fast sein Leben.

Seine Geschichte hat mich erschüttert. Und berührt. Ich bin dankbar, dass ich ihn auf seinem Weg ein Stück begleiten darf.

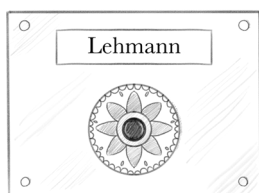
Während ich diese Zeilen schreibe, ist sie wieder spürbar: diese riesengroße Hilflosigkeit. Wie oft habe ich in der Betreuung suchterkrankter Menschen schon gedacht: „Das schaffen wir, gemeinsam kriegen wir das hin.“ Und wie oft bin ich gescheitert und habe lernen müssen, dass man gegen die Wucht dieser Erkrankung oft nicht ankommt, so gerne man es auch möchte.

Was nehme ich mit aus diesen Begegnungen?

Dass ich auch als erfahrene Betreuerin manchmal nur da sein, zuhören und begleiten kann, und akzeptieren muss, dass all mein Wissen – über rechtliche Möglichkeiten, psychische Erkrankungen und soziale, medizinische sowie therapeutische Hilfen – nicht immer ausreicht.

Ich bin verpflichtet, die Wünsche der von mir betreuten Menschen zu ermitteln und zu beachten. So habe ich auch Herrn Berger einmal gefragt, was er sich wünscht, und er antwortete mir: „Dass die Menschen mir mit Respekt und Wertschätzung begegnen, mehr eigentlich nicht.“

Während ich diese Worte schreibe, schlucke ich den Kloß in meinem Hals hinunter. Denn mir wird klar: Vielleicht bin ich bei Frank Berger doch nicht ganz hilflos, denn diesen Wunsch, den kann ich erfüllen. Wertschätzung und Respekt, das kann ich geben – und tue es gern.



## Die Orchidee

Ich habe keinen grünen Daumen, wirklich nicht. Ich schaffe es sogar, Kakteen nach kurzer Zeit zum Eingehen zu bringen, und auch Basilikum überlebt bei mir noch nicht mal drei Tage.

Aber die Orchidee auf meiner Fensterbank blüht immer wieder, und das schon seit sechs Jahren. Sie war ein Abschiedsgeschenk. Nie hätte ich gedacht, dass sie so lange durchhält. Aber sie tut es – und blüht unbeirrbar weiter. So, als wolle sie mich erinnern – an Constanze Lehmann und ihre Geschichte.

Ich übernahm ihre Betreuung, als sie aufgrund einer bipolaren affektiven Störung<sup>6</sup> in der Klinik war, damals mit einer schweren depressiven Episode.

Von der manischen Phase<sup>7</sup> davor erfuhr ich erst später durch ihre Tochter, die mir erzählte, was in dem Frühjahr, das alles verändert hatte, geschehen war.

Frau Lehmann hatte von einem auf den anderen Tag plötzlich einen immensen Tatendrang gespürt. Eine richtige Vision hatte sie: Einen Ferienbauernhof für Familien wollte sie eröffnen, in der alten Scheune, die seit Jahren leer stand. „Für einen Spottpreis“, wie sie sagte. Gekauft auf Pump.

---

6 Bipolare affektive Störung: eine psychische Erkrankung, die durch extreme (meist wiederkehrende) Schwankungen der Stimmung, des Antriebs und der Aktivität gekennzeichnet ist, mit abwechselnd manischen Phasen („Hochphasen“) und depressiven Episoden („Tiefphasen“).

7 Manie: eine Phase der bipolaren affektiven Störung, in der Betroffene ungewöhnlich im Antrieb gesteigert sind, schnell und ununterbrochen reden, schlaflos sind sowie unter Größenwahn leiden können.

„Kinder brauchen Natur!“, rief sie, als sie mit einem klapprigen Transporter damals bei ihrer Tochter Sylvia vorfuhr. Auf der Ladefläche: ein gebrauchter Hühnerstall, ein Trampolin und ein selbstgemaltes Schild mit der Aufschrift „*Wunderland-Hof – Ferien in der Natur*“.

Flyer waren schon gedruckt, eine Website war in Auftrag gegeben und die ersten Buchungen zukünftiger Feriengäste waren bereits bestätigt.

Frau Lehmann wollte einen Streichelzoo, Bastelstunden im Heu und Stockbrot am Lagerfeuer anbieten. Entsprechende Stellen hatte sie schon ausgeschrieben – für eine Rezeptionistin, einen Tierpfleger und die Kinderbetreuung.

„Morgens nach dem Frühstück gibt es Traktorfahren, abends Singen am Feuer – das wird ein absolutes Paradies!“, sagte sie aufgeregt, während sie in einem viel zu großen Blaumann und Gummistiefeln aus der Scheune trat und zum Traktor in der Einfahrt stapfte. Den sie ebenfalls auf Pump gekauft hatte.

Constanze Lehmann war sicher: Das hier würde ihr Lebenswerk werden.

Mitten in alledem lebte ihr fünfundneunzigjähriger Vater, der schlank und mit wachen Augen in seinem alten Lesesessel am Fenster saß und den Himmel betrachtete. Am liebsten beobachtete er die Vögel und die vorbeiziehenden Wolken. Wenn er viel Glück hatte, flog ein Schmetterling bis aufs Fensterbrett und ließ sich dort für eine Weile nieder.

„Ich versteh’ das alles nicht mehr“, sagte er zu Sylvia. „Sie war doch immer so vernünftig. Und jetzt redet sie von Ponyreiten und Kräuterwanderungen. Ich komm’ da nicht mehr mit.“

Er wirkte müde. Nicht nur aufgrund seines Alters – sondern vor allem wegen der Sorge.

„Ich hab’ Angst, dass sie sich da in was verrennt“, flüsterte er. „Sie kann das doch alles gar nicht bezahlen. Und ich auch

nicht. Ich kann sie aber nicht aufhalten. Keiner scheint das zu können.“

Als ich Frau Lehmann zum ersten Mal begegnete, war sie vollkommen resigniert. Ihre Tochter Sylvia begleitete sie zu mir ins Büro. Mir gegenüber saß eine gebrochene Frau – mit schmalen, hängenden Schultern und verweinten Augen. Von der Frau, die ein paar Wochen zuvor in unbändiger Euphorie Hühner und Kaninchen gekauft hatte, war nichts geblieben. Sie saß da, mit ineinander verschränkten Händen, so, als wollte sie sich selbst festhalten.

Ihre Stimme war leise, und sie kämpfte mit den Tränen: „Ich weiß nicht mehr, wie es weitergehen soll. Es ist alles ruiniert, mein Leben, das meiner Kinder. Mein armer Vater. Es ist mir so peinlich. Wie konnte das nur passieren?“

Sylvia – sie war in meinem Alter – saß neben ihr und streichelte ihr immer wieder über den Rücken.

„Das ist die Krankheit, Mama. Du kannst nichts dafür“, sagte Sylvia und sah ihre Mutter dabei liebevoll von der Seite an.

Für einen Moment waren wir nicht Betreuerin, Klientin und Tochter – sondern einfach drei Frauen, die versuchten, das Unbegreifliche zu fassen.

Ich spürte die Verletzlichkeit, die Angst und die Ohnmacht. Der dunkle Schatten dieser Krankheit schob sich wie ein Vorhang vor die Fenster meines Büros. Es hatte etwas zutiefst Bedrückendes.

Frau Lehmann war – trotz all ihrer Hilflosigkeit und Verzweiflung – vom ersten Augenblick an offen, ehrlich und voller Dankbarkeit. Zu keinem Zeitpunkt behandelte sie mich wie die Jüngere von uns beiden, obwohl ich schließlich ihre Tochter hätte sein können. Sie nahm mich ernst. Und ich sie, mit all den Sorgen, ihren Schuldgefühlen und der Frage, wie es nun weitergehen sollte.

Unser gemeinsamer Weg hatte begonnen.

Die Depression blieb noch eine ganze Weile. Constanze Lehmann war ängstlich, sensibel und oft in Tränen aufgelöst, wenn wir uns trafen. Ihr halbes Leben lang war sie beruflich selbstständig gewesen und hatte auch im Alltag alles allein geregelt – sie war unabhängig, organisiert und belastbar. Und plötzlich stand ihr ganzes Leben vor dem Abgrund.

Trotzdem bewahrte sie eine unglaubliche Warmherzigkeit, die mich auch heute noch lächeln lässt, wenn ich an sie denke. Sie pflegte ihren Vater und begleitete ihn liebevoll durch seine letzten Jahre. Ja, es war faszinierend, wie sie in all ihrer eigenen Not für andere da war.

Die Manie hatte ihr einen Haufen Schulden eingebrockt. Ich vereinbarte einen Termin bei der Schuldnerberatung. Damals war ich als Betreuerin noch nicht so erfahren wie heute – und kämpfte mit dem Gedanken, alles sofort regeln zu müssen: sämtliche Gläubiger anzuschreiben, zahlreiche Verträge rückabzuwickeln, alle Schulden einfach wegzupusten. Als gäbe es für dieses Chaos einen Zauberstab.

Frau Lehmann schämte sich zutiefst. Die manische Phase hatte sie eiskalt erwischt – und sie wusste, dass nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Familie in eine, nennen wir es, besondere Situation geraten war.

Wir führten viele Gespräche, in denen sie erzählte, sich nach und nach öffnete und immer wieder auch verzweifelte. Dann saßen wir da und schwiegen gemeinsam. Ich freute mich, wenn es ihr danach ein wenig besser ging. Für mich sind diese Begegnungen im Rückblick der Grund für eine über Jahre hinweg tragfähige Basis unserer Arbeitsbeziehung, die allen Krisen standhielt und dazu führte, dass wir auch in Konfliktsituationen aufrichtig und konstruktiv miteinander umgehen konnten.

Einen wirklichen Wendepunkt durfte ich bei einem unserer Treffen miterleben: Ich spürte, dass Frau Lehmann anfang zu

begreifen – nicht nur rational, sondern auch mit ihrem Gefühl –, dass es nicht ihr persönliches Versagen war, sondern eine Krankheit, die ihr das alles auferlegt hatte. Eine Krankheit, die jeden von uns treffen kann.

Sie war der erste Mensch, den ich durch ein Insolvenzverfahren begleitete. Der erste Termin beim Insolvenzverwalter war ein Kraftakt. Seine Kanzlei lag in einem trostlosen Gewerbegebiet. Er war Rechtsanwalt, spezialisiert auf Unternehmensinsolvenzen, und er ließ uns deutlich spüren, dass Frau Lehmann nicht zu seiner bevorzugten Klientel gehörte.

Von oben herab diktierte er ihre Pflichten. Als sie weinend erzählte, dass sie krank sei und das alles nicht gewollt habe, zuckte er teilnahmslos mit den Schultern – ohne Blick für den Menschen, der vor ihm saß. Constanze Lehmann sackte in sich zusammen wie ein Häufchen Elend – und ich übernahm für sie das Ruder.

Im Anschluss hatte ich alle Hände voll zu tun, sie wieder aufzubauen. Sie war bis zu ihrer Erkrankung eine gestandene Frau gewesen, und nun fand sie sich in einem Albtraum wieder, der ihr Leben bestimmte.

Diese Zeit war auch für Sylvia besonders. Sie wollte verstehen, was mit ihrer Mutter geschah. Eine Depression konnte sie noch einigermaßen greifen, aber die Manie machte ihr Angst. Immer wieder fragte sie sich – und mich: „Passiert das wieder?“

Sylvia war wachsam und manchmal vielleicht auch ein wenig übervorsichtig. Doch wer wäre das nicht nach einer solchen Erfahrung? Wenn ihre Mutter zu lebhaft wurde, rief Sylvia mich an. Mit der Zeit konnte sie die Realität, dass es keine vollständige Kontrolle über diese Erkrankung gibt, immer besser annehmen. Sylvia wurde innerlich stärker, und in ihr entstand der Wunsch, ihre Erfahrungen weiterzugeben. So gründete sie eine Selbsthilfegruppe für Angehörige bipolar affektiv erkrankter Menschen.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter war offen, liebevoll und manchmal trotz allem auch angespannt. Denn die Rollen, so beschrieb Sylvia es einmal, hatten sich irgendwie verschoben.

„Ich habe mir in vielen Momenten gewünscht, sie würde sich nicht wie ein übermütiges kleines Kind, sondern wie meine erwachsene Mutter verhalten“, sagte Sylvia einmal.

Dennoch hatte ich insgesamt das Gefühl, dass die Familie durch die Erkrankung enger zusammengerückt war.

Wir haben oft zusammen gelacht und hatten viele schöne Augenblicke in all den Jahren. Insbesondere die kleinen Erfolge, wenn doch der eine oder andere Gläubiger Verständnis hatte und auf seine Forderung verzichtete, taten uns allen gut.

Frau Lehmann wurde dreimal Oma in dieser Zeit, das war für sie das größte Glück. Von ihren Enkelkindern zu erzählen, diese an die Hand zu nehmen und ihnen – wieder als erwachsene Frau – das Leben zeigen zu können, war genau das, was sie in diesem Kapitel ihres Lebens brauchte.

Dann wendete sich das Blatt unerwartet: Ihr getrenntlebender Ehemann verstarb – und sie erbte. Es war kein Vermögen, aber es reichte aus, um ihre Schulden loszuwerden. Das Insolvenzverfahren konnte vorzeitig beendet werden.

Frau Lehmann sagte einmal zu mir: „Ich hätte nie gedacht, dass ich da jemals wieder rauskomme. Gott hab ihn selig, den Harald.“ Und ich spürte, wie sie ihm in Gedanken ein leises *Danke* schickte.

Nach und nach gewann sie ihre Selbstständigkeit zurück – und damit ein Stück ihrer Würde.

Die Betreuung konnte aufgehoben werden, und bis heute hatte sie keine manische Phase mehr.

Zum Abschied schenkte sie mir diese zauberhafte Orchidee, und in ihren Augen lag ein besonderes Strahlen.

„Damit Sie an mich denken, wenn sie blüht“, sagte Frau Lehmann. Das tue ich. Regelmäßig. Mehrmals im Jahr.

Frau Lehmanns Orchidee ist für mich zu einem stillen Zeichen geworden: dass es Hoffnung gibt, immer wieder aufblühen zu können, auch wenn das Leben aus der Bahn gerät.



## Stapelweise

Sie faltet das Stofftaschentuch, erst in der Mitte, dann noch einmal – bis ein perfektes Quadrat vor ihr liegt. Fast alle siebenhundertachtundsechzig Taschentücher hat sie heute neu gefaltet. Akkurat angeordnet liegen sie übereinander auf einem hohen und erstaunlich tragfähigen Stapel. Stabilität ist das, was zählt.

Ich schaue zu ihr hinüber. Bettina König, siebenunddreißig Jahre alt, beißt sich auf die Unterlippe. Aus ihrer Wohnung im dreizehnten Stock sehe ich am Horizont die Frankfurter Skyline. Das Sonnenlicht, das durch das große Fenster fällt, lässt die Staubkörnchen tanzen. Frau König weicht mir mit ihrem Blick aus und sieht zum Messeturm hinüber, der sich mit seinem spitzen Dach deutlich von den anderen Wolkenkratzern der Mainmetropole abhebt.

Der Taschentücher-Stapel lehnt an der Wand, er reicht mir, wenn ich stehe, bis zur Brust. Frau König scheint jede ihrer Bewegungen genau zu kontrollieren, und irgendwie fühlt es sich so an, als würde sie das am liebsten auch mit meinen tun. Damit keine unbedachte Geste, kein Luftzug den Stapel ins Wanken bringen kann.

Sie sitzt – faltend – an dem kleinen alten Küchentisch, den sie aus dem Haus ihrer Mutter geholt hat, die vor drei Monaten unerwartet an einem Herzinfarkt verstarb. Seitdem faltet Bettina König Taschentücher.

„Wenn der Stapel stabil steht, fühle ich mich sicher“, sagt sie und schaut kurz hoch. Ich sehe ein leichtes Zucken um ihre Mundwinkel, das zu einem vorsichtigen Lächeln wird.

Hinter der Stehlampe, neben der Couch, befindet sich ein weiterer Stapel: Zweihundertdreiundfünfzig Zeitschriften hat sie im Haus ihrer Mutter gefunden, sorgfältig in Umzugskisten verpackt und dann mit dem Aufzug in ihre Wohnung gebracht. Auch sie liegen ordentlich und ebenso standsicher übereinander.

Dort hinten unter dem Fenster: ein weiterer Turm aus Papier, der fast bis zur Fensterbank reicht – die Tageszeitungen. Jeden Morgen fährt sie mit dem Fahrstuhl hinunter, holt die Zeitung aus dem Kasten und fährt wieder hinauf. Ganz vorsichtig, nahezu behutsam blättert sie die Zeitung durch. Denn je weniger Lese- und Knitterspuren die Seiten haben, desto sicherer liegen sie später. Drei Monate – das sind fast hundert Zeitungen. Seit dem Tod ihrer Mutter hat sie keine einzige mehr ins Altpapier gegeben.

Die Stapel in ihrer Wohnung bestehen aus einfachen Dingen, aber für Bettina König sind sie lebenswichtig. Sie haben keinen materiellen Wert und sind trotzdem von unschätzbbarer Bedeutung. Jedes Mal, wenn Frau König einen Turm erhöht oder noch einmal von neuem aufbaut, nachdem sie ihn umgestoßen hat – wenn ihre Unruhe zu groß wird, muss sie das nämlich tun – kann sie spüren, dass sich ein warmes Gefühl von Sicherheit in ihrem Körper ausbreitet und für eine angenehme Ruhe sorgt.

Frau König leidet an einer Zwangserkrankung<sup>8</sup>, die sich vor allem im Falten und Arrangieren von Gegenständen zeigt, die man übereinanderlegen kann.

Der Tod ihrer Mutter hat offenbar etwas an die Oberfläche gebracht, das lange im Verborgenen lag. Durch den Verlust ist nicht nur eine Wunde in ihr aufgerissen, sondern auch eine alte Angst neu aufgeflammt, die ihr nur allzu vertraut ist. Das trägt sie tief in sich – seit sie denken kann.

---

8 Zwangsstörung: eine psychische Erkrankung, bei der sich bestimmte Gedanken oder Handlungen wiederholt aufdrängen und den Alltag stark beeinträchtigen können.

Schon als kleines Mädchen hatte sie häufig das Gefühl, keine Kontrolle zu haben über das, was um sie herum geschieht. Das Leben zu Hause fühlte sich an wie ein nicht endendes Tiefdruckgebiet – ständig gewitterte und stürmte es, dann kam der Regen, und die Sonne schaute nur selten durch die Wolken. Keine Spur von Stabilität – ganz anders als die Stapel in ihrem Wohnzimmer heute.

Ihre Eltern stritten oft und laut, und die Ungewissheit, ob die nächste Auseinandersetzung sie nicht in das nächste emotionale Chaos stürzen würde, ließ etwas in Bettina König wachsen: Die Angst vor Kontrollverlust. So wurden aus kleinen Dingen immer häufiger große Sorgen, die sie tagelang beschäftigten und nicht zur Ruhe kommen ließen. Wie in einer Endlosschleife kreisten ihre Gedanken um Katastrophen, die eintreten könnten – und es meist nicht taten. Dennoch konnte das kleine Mädchen seine Gedanken nicht abstellen, fühlte sich ihnen oft ausgeliefert. In der Schule entwickelte Bettina König einen Hang zur Perfektion, der sie schützen sollte: Durch Struktur im Außen empfand sie auch einen gewissen Halt im Innen. Etwas, das sie nirgendwo anders finden konnte.

Frau König erzählte mir einmal, dass sie schon als Kind beobachtet hatte, wie auch ihre Mutter versuchte, durch das Beseitigen von Unordnung das eigene innere Chaos in den Griff zu bekommen. Sie bügelte alles, was der Haushalt hergab: Strümpfe, Unterhosen, Waschlappen, Handtücher – ja, sogar Spültücher und Putzlappen.

Den Sinn dahinter verstand Bettina König damals nicht. Heute ahnt sie, dass auch ihre Mutter von dem verzweiferten Versuch getrieben war, Kontrolle zu erlangen, die es nicht gab.

Die Beziehung zwischen den beiden war dadurch schwer belastet. Frau König stand stets im Schatten ihrer übermäßig kontrollierenden Mutter, sodass für ihre eigene Identität kein

Raum blieb. Immer wieder ging es nur um das, was ihre Mutter tat, um nach außen einen Schein zu wahren, zu dem es in ihrem Inneren kein Pendant gab.

Frau König fühlte sich, als habe sie eine Rolle übernommen, der sie nicht gerecht werden konnte. Genau das war es: Sie konnte es ihrer Mutter einfach nicht recht machen, egal, wie sehr sie sich bemühte, egal, was sie tat – es reichte nie. So wuchs ihre Angst: zu versagen, nicht zu genügen und immer falsch zu sein.

Mit dem Tod der Mutter wurde dieses Gefühl in Bettina König plötzlich übermächtig und bestimmt seitdem ihren Tag.

Die Kontrolle, die sie sich durch das Stapeln erhofft, ist deshalb auch längst mehr geworden als ein Bedürfnis. Sie hat sich zu einem Schutzmechanismus entwickelt, wie ein Wellenbrecher gegen Trauer, Angst und das Gefühl, nichts wert zu sein.

Wenn sie ihre Taschentücher glattstreicht und übereinanderlegt, denkt sie oft an ihre Mutter – wie diese damals am Bügelbrett stand, geplagt von der Angst, dass ihr alles aus den Händen gleitet.

Die Stapel in Frau Königs heutigem Wohnzimmer sind mehr als diese schmerzhafteste Erinnerung, sie sind zugleich Symbol ihrer eigenen verzweifelten Sehnsucht nach Ordnung – in einer Welt, die oft so wenig kontrollierbar ist.

Diese Zusammenhänge erschließen sich ihr nach und nach mehr und mehr.

Das Falten hilft – mit jeder Wiederholung gelingt es ihr, die emotionale Woge aufzuhalten, die sie zu überrollen und mitzureißen droht. Und sie hofft, dass sich durch den vertrauten, immer gleichen Ablauf irgendwann ein Gefühl von Sicherheit einstellen wird, das ihr so schmerzlich fehlt. Auch wenn sie nicht alles kontrollieren kann.

Je mehr Zeit vergeht, desto bewusster wird ihr, dass es im Kern gar nicht um die äußere Ordnung geht. Es ist viel mehr: der von Leid getriebene Versuch, endlich auch innerlich Struktur

und Ordnung zu finden. Und es ist die Hoffnung, irgendwann doch noch genug zu sein.

Menschen mit einer Zwangserkrankung wissen meist sehr genau, dass ihren Zwangshandlungen und -gedanken keine rationalen Ängste zugrunde liegen – und dennoch können sie sich ihnen nicht entziehen. Die Angst ist zu groß. Auch wenn sie irrational erscheint: Sie ist da.

Für Frau König war der Tod ihrer Mutter der Auslöser – der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Mittlerweile hat sich ihre Erkrankung so sehr verselbstständigt, dass Frau König in zahlreichen Bereichen ihres Lebens Schwierigkeiten hat, ihre Angelegenheiten zu regeln: Rechnungen bleiben unbezahlt liegen, denn die Zwangsgedanken und -handlungen nehmen so viel Zeit und Energie in Anspruch, dass Frau König oft alles andere drumherum vergisst. Wenn es ihr wieder einfällt, dass sie ja noch eine Überweisung machen muss, ist sie zu erschöpft. Und manchmal sogar wie gelähmt. Mittlerweile haben sich Schulden angehäuft, und die Angst, keine Kontrolle zu haben, wächst unaufhörlich weiter. Es ist ein Teufelskreis.

Auch ihre Gesundheit leidet: Arzttermine zu vereinbaren und wahrzunehmen, fällt ihr seit einiger Zeit ebenfalls deutlich schwerer. Selbst einfache Entscheidungen, wie die Einnahme ihrer Medikamente, überfordern sie bereits.

Weil sie sich für ihre – irrationale – Erkrankung schämt, hat sie sich von ihren Freunden zurückgezogen. Soziale Kontakte machen ihr inzwischen Angst. Viel lieber ist sie allein, denn dann wird sie zumindest nicht auch noch beobachtet, während sie gegen die Verzweiflung ankämpft, die die Unberechenbarkeit des Lebens in ihr auslöst.

Ihre alltäglichen Aufgaben wie Einkaufen, Kochen oder Putzen konnte sie bis vor ein paar Wochen noch selbst erledigen – mittlerweile fällt ihr all das sehr schwer und bringt sie an ihre

Grenzen. Die Zwangsgedanken sind wahre Energieräuber: Sie fressen all ihre Kraft, die für die Bewältigung des Alltags nötig wäre.

Plötzlich schaut sie mich an. Sie atmet tief durch, während sie mit zitternden Händen nach dem nächsten Taschentuch greift. Ich sehe, wie konzentriert sie ist – die Ecken müssen exakt übereinander liegen.

„Ich habe schon immer viel Wert auf Ordnung gelegt“, sagt sie, ohne den Blick von dem Taschentuch zu lösen, das sie vor sich hat. „Und es gibt so viele Dinge im Leben, die man nicht kontrollieren kann. Die einfach passieren. Aber das hier ...“, sie deutet auf den perfekt gefalteten Turm, „das kann ich kontrollieren.“

Ich nicke verständnisvoll, denn: Wer kennt sie nicht, diese kleinen Rituale, die in einer Welt, die alles andere als berechenbar ist, ein wenig Trost spenden können?

Ihre Faltarbeit macht den Moment zu etwas Bedeutsamem und lässt die Zeit ein wenig langsamer vergehen. *Das ist nicht nur Zwang, denke ich, sondern auch eine Form der Achtsamkeit.*

Dennoch höre ich in Frau Königs Stimme immer wieder die Verzweiflung darüber, dass es keine wirkliche Kontrolle gibt. Nur die vermeintliche Stapel-Kontrolle – die ihr helfen soll, die Unordnung in ihrer Seele zu beseitigen.

„Was passiert denn, wenn alles zu schwer wird und ein Stapel einstürzt?“, frage ich sie leise.

Sie zögert kurz. „Dann baue ich ihn wieder auf. Das ist wie ein Neuanfang, wie eine zweite Chance. Und ich kann es besser machen als vorher.“

Sie spricht langsam, als suche sie nach Worten, die beschreiben könnten, was in ihr vorgeht.

„Es beruhigt mich, zu wissen, dass ich jederzeit von vorn anfangen kann. Dass nichts für immer verloren ist. Wenn ein

Stapel umfällt, kann ich es wieder gutmachen. Im echten Leben ist das anders. Da kann ich das nicht.“

Wir sitzen einen Moment schweigend da, ihre Worte hängen schwer in der Luft.

Ich will mich gerade für ihre Offenheit und ihr Vertrauen bedanken, als sie sagt: „Meine Mutter hat immer gesagt, mit den Stapeln spielt man nicht.“

Das verwundert mich nicht.

„Aber wissen Sie was? Es juckt mich in den Fingern, genau das einmal zu tun. Ich möchte wissen, was dann passieren würde“, sagt Frau König.

Das überrascht mich dann doch.

„Ich erinnere mich, was ich als Kind mit Zeitungen gemacht habe.“ Auf ihrem Gesicht zeigt sich ein Lächeln, das etwas Verschmitztes hat. „Ich habe daraus Figuren gefaltet, meistens Tiere.“

Für einen kurzen Moment scheint die Anspannung in ihren Schultern eine Pause zu machen. Als bringe die Erinnerung an damals auch eine gewisse Leichtigkeit mit sich.

Bettina König denkt nach. Auch ich frage mich, wie es wäre, wenn sie sich ein Stück von den Stapeln lösen würde. Wenn sie diese nicht nur aufbewahren müsste, sondern vielleicht verwandeln könnte – in etwas Schönes.

Ich bin wirklich überrascht. Und berührt von diesem Gedanken und ihren Worten.

Vielleicht braucht Frau König nicht nur Kontrolle. Vielleicht braucht sie auch Vertrauen. Dass sie einfach sie selbst sein darf und dass das genug ist.

„Wollen wir es vielleicht zusammen versuchen?“, frage ich sie vorsichtig.

Sie zuckt mit den Schultern und wirkt noch unentschlossen. Aber dann trifft irgendeine Instanz in ihr die Entscheidung.

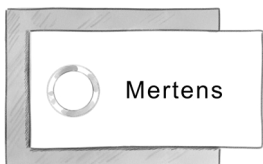
Ganz vorsichtig steht sie auf und geht zu dem Zeitschriftenstapel, nimmt die oberste weg und setzt sich damit zu mir auf die Couch.

Gemeinsam blättern wir das Magazin durch. Frau König reißt eine einzelne Seite heraus und beginnt zu falten. Es dauert einen Moment, bis ich erkenne, was sie aus dem Papier formt: Es wird ein Schmetterling.

Als ich wenig später ihre Wohnung verlasse, löst sich etwas in mir – der Schmetterling hat mich mehr berührt, als ich dachte. Ich wünsche mir, dass Bettina König irgendwann Sicherheit spüren kann, innere Sicherheit. Denn Heilung bedeutet nicht, Kontrolle zu haben, sondern loszulassen. Weil die innere Sicherheit ausreicht, um dem Außen ohne Angst zu begegnen. Ich weiß, das braucht Zeit. Aber den ersten Schritt hat sie heute getan.

Und ich? Ich bleibe an ihrer Seite und unterstütze sie in ihren rechtlichen Angelegenheiten, solange es nötig ist. Und bin gespannt, ob sie ihren Kokon eines Tages als Schmetterling verlassen kann. Nicht nur als Tochter ihrer Mutter, sondern als Frau mit einem eigenen Leben – und einer eigenen Persönlichkeit.

Ich wünsche es ihr.



## Zwei Straßen weiter

Herr Mertens, Anfang fünfzig, gehörte zu jenen Menschen, die kaum auffallen: zurückhaltend und mit einer stillen Höflichkeit, die ein wenig aus der Zeit gefallen schien. Er lebte allein in einer kleinen Altbauwohnung in Bad Homburg und arbeitete als Bote für eine Apotheke. Seinen Alltag bewältigte er selbstständig. Bei meinen Besuchen standen immer eine Tasse löslicher Kaffee und ein abgepackter Marmorkuchen bereit.

Herr Mertens liebte Kreuzworträtsel. In seiner Küche lagen mehrere angefangene Hefte, die er mit Kugelschreiber sorgfältig in kindlicher Schrift ausgefüllt hatte. Manchmal fragte er mich nach einem Begriff, meist aus den Bereichen „Mythologie“ oder „Oper“. Ich hatte den Eindruck, es war ihm wichtig, dass ich ihm mehr zutraute, als andere es vielleicht taten – als wollte er mir zeigen, dass mehr in ihm steckte, als man auf den ersten Blick vermutete.

Auf dem Sofa im Wohnzimmer saß ein Teddybär, dessen Kopf leicht schief war. Als ich ihn das erste Mal dort sitzen sah, maß ich ihm keine Bedeutung bei. Heute denke ich, er hätte vielleicht einiges erzählen können.

Als ich die Betreuung von Klaus Mertens übernahm, war er bereits tief in eine Geschichte hineingeraten, die ich kaum glauben konnte. Es hatte mit einem Anruf begonnen: Er habe ein Motorrad gewonnen, hieß es. Lediglich ein paar Formalitäten seien noch zu klären und ein paar Euro Gebühren für den Zoll zu zahlen. Herr Mertens zahlte, denn ein eigenes Motorrad war schon immer sein großer Traum – auch wenn er gar keinen

Führerschein dafür hatte. Aber mit den paar Euro war es nicht getan. Immer wieder wurde er kontaktiert und hingehalten, mal sollte er kleinere, manchmal auch größere Beträge überweisen. Es klang plausibel für ihn, und es klang nach Hoffnung. Klaus Mertens glaubte die Geschichte, in die man ihn verwickelt hatte. Und er zahlte weiter. Nach jeder neuen Überweisung gab es ein neues Versprechen. Er nahm mehrere Kredite auf und hatte sich schließlich hoch verschuldet – für etwas, das er nie bekam.

Ich begleitete ihn zur Schuldnerberatung und dann in die Privatinsolvenz. Um ihn vor weiteren finanziellen Schäden zu schützen und das Insolvenzverfahren nicht zu gefährden, ordnete das Betreuungsgericht einen Einwilligungsvorbehalt in der Vermögenssorge an: Für jedes Rechtsgeschäft, auch für Barabhebungen von seinem Konto, war meine Zustimmung erforderlich.

Herr Mertens schämte sich. Er wartete jedes Mal draußen, wenn ich sein Geld für den neuen Monat am Bankschalter holte. Vor der Tür unterschrieb er dann die Quittung – mit einem verlegenen Lächeln, fast wie eine Entschuldigung für seine Abhängigkeit.

Ich war wütend. Nicht auf ihn, sondern auf die Menschen, die seine Gutgläubigkeit ausgenutzt hatten. Und es machte mich traurig, dass er nie ganz verstehen würde, wie sehr man ihn übers Ohr gehauen hatte. Seine Intelligenzminderung hinderte ihn daran.

Bei einem meiner Besuche erzählte er mir, dass er regelmäßig für eine ältere Nachbarin einkaufen geht. „Sie kommt ja die Treppen nicht mehr so gut hoch“, sagte er. „Und sie mag diese kleinen Schokoladen mit Krokant.“ Als er das sagte, wirkte er fast ein wenig stolz. Und ich spürte seinen Wunsch, als jemand gesehen zu werden, der nicht nur Hilfe braucht, sondern auch selbst helfen kann.

Er erzählte oft von seinem Bruder, der in der Nähe von München lebt. Die beiden telefonierten regelmäßig, aber gesehen hatten sie sich seit Jahren nicht mehr. „Er hat’s mit dem Rücken“, sagte Herr Mertens. „Und ich mit dem Zufahren.“

Doch nach einiger Zeit begann etwas, das mich bis heute nicht losgelassen hat.

Klaus Mertens erzählte immer wieder von einem Jungen. „Der Sohn einer Bekannten, zwölf ist er“, sagte er. „Er hat manchmal bei mir übernachtet. Ein ganz lieber Kerl.“ Ich fragte, was der Grund für die Besuche gewesen sei. „Nur so“, antwortete er dann. „Wir haben Filme geschaut, und er saß dabei auf meinem Schoß, wir haben zusammen gelacht. Er war immer gern bei mir.“

Ich spürte, wie sich etwas in mir zusammenzog. Ich wollte es nicht denken, nicht fühlen und nicht hören. Und konnte es dennoch nicht ignorieren.

Vorsichtig fragte ich weiter nach. Herr Mertens erwähnte, dass es einmal eine Anzeige gegeben habe. Das sei aber schon lange her, es sei auch nicht hier in Bad Homburg, sondern in einer anderen Stadt gewesen. „Aber ich hab’ nichts gemacht“, sagte er. „Deshalb wurde das auch eingestellt.“ In meiner Unsicherheit, wie ich mich in dieser Situation nun verhalten sollte, forderte ich einen erweiterten Auszug aus dem Bundeszentralregister an. Er war leer, es gab keine Einträge und keine Verfahren gegen ihn. Ich war erleichtert – aber dieser leise Zweifel in mir blieb.

Wir schauen unserem Gegenüber immer nur bis vor die Stirn. Ich wusste einfach nicht, ob ich ihm glauben konnte. Oft fragte ich mich, warum er mir immer wieder von dem Jungen erzählte. War Herr Mertens wirklich nur eine Bezugsperson für ihn, so etwas wie ein väterlicher Freund? Oder war er dem Jungen zu nahe gekommen?

Wenn er das Thema ansprach, wurde mir heiß und kalt zugleich, und ich kämpfte darum, einen kühlen Kopf zu be-

wahren. Jedes Mal fragte ich behutsam nach – aus Sorge, mein Verdacht könnte sich bestätigen. Ich wollte verhindern, dass er den Jungen unter Druck setzte, zu schweigen oder sich in die Enge getrieben fühlte und aus Angst oder Verzweiflung etwas tat, das alles noch schlimmer machte.

Herr Mertens sprach wie ein Kind. Das hatte etwas Skurriles – als erzähle ein Junge davon, dass ein Freund zu Besuch war, ganz normal eben.

Wir hatten eine gute Arbeitsbeziehung, ich regelte seine Angelegenheiten und sprach in einfacher Sprache mit ihm – so konnte er mich gut verstehen. Er erzählte gern, und ich hörte ihm zu.

Doch dann kam der Moment, der für mich alles veränderte.

Wir saßen in seinem Wohnzimmer. Ich auf dem Sofa, neben mir der Teddy, der aussah, als wisse er mehr, als er sagen durfte.

Herr Mertens trank eine Tasse Kaffee, und plötzlich wollte er wissen: „Auf welche Schule geht eigentlich Ihr Sohn?“

Ich erstarrte. Und ich fragte mich sofort, ob ich es ihm vielleicht bereits irgendwann erzählt hatte. Nein, ich war sicher, das hatte ich nicht. Die Schule lag nur zwei Straßen weiter. So nah war Herr Mertens.

„Er geht woanders auf die Schule, nicht hier“, antwortete ich ruhig und hoffte, er würde mir meine Lüge nicht anmerken. Sie war notwendig.

Später im Auto spürte ich, wie mein Herz noch immer raste. Ich hatte nicht nur gelogen, ich hatte auch eine Grenze gespürt. Eine, die ich nicht überschreiten konnte. War das Misstrauen, oder war es Schutz? Mich plagte ein schlechtes Gewissen, obwohl ich wusste: Ich hatte nichts falsch gemacht. Aber dieses Gefühl, als hätte ich ihn verraten, das blieb.

Betreuungsarbeit bedeutet auch, Ambivalenzen auszuhalten, und zwar nicht nur die unserer Klienten, sondern auch unsere

eigenen. Das ist oft eine große Herausforderung, weil wir mit inneren Widersprüchen leben müssen. Ich bewegte mich fort an zwischen dem Wunsch, Herrn Mertens zu helfen und mich selbst zu schützen.

Ein paar Wochen später lief ich mit meinem Sohn durch die Louisenstraße, Bad Homburgs Fußgängerzone. Wir hielten beide ein Eis in der Hand, als ich plötzlich zusammenzuckte. Da saß Herr Mertens auf einer Bank. Er sah uns nicht, aber ich erkannte ihn von hinten an den langen, dünnen, quer über den ansonsten kahlen Kopf gekämmten Haaren. Wie erstarrt blieb ich kurz stehen, atmete tief ein, nahm meinen Sohn bei der Hand und machte auf dem Absatz kehrt. Wir nahmen einen anderen Weg, unser Auto stand ja nur zwei Straßen weiter. Wieder war Herr Mertens so nah. An diesem Nachmittag hatte ich es eiliger als sonst, nach Hause zu kommen.

Ob das übertrieben war, weiß ich bis heute nicht. Aber eines ist klar: In diesem Moment war ich nicht mehr Betreuerin. Ich war Mutter.

Klaus Mertens starb ein Jahr später an Knochenkrebs. Nur sieben Wochen nach der Diagnose. Es war tragisch, er starb im Krankenhaus, ganz allein. Nur der Teddy lag in seinem Arm.

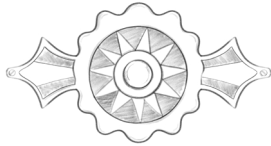
Kurz vor seinem Tod besuchte ich ihn noch ein letztes Mal. Er war körperlich schon sehr geschwächt, aber kognitiv so klar wie vorher. Als ich ihn sah, spürte ich eine tiefe Betroffenheit. Herr Mertens wollte nicht glauben, dass er sterben würde. Er dachte, er würde wieder gesund.

„Danke, dass Sie da sind“, sagte er.

„Gerne“, nickte ich ihm zu und lächelte. In diesem Moment brauchte es keine weiteren Worte.

Ich frage mich noch immer, ob ich damals alles richtig gemacht habe. Habe ich vielleicht zu viel geglaubt? Oder zu wenig? Ich weiß es nicht.

Zwischen Vertrauen und Verantwortung, zwischen Wissen und Ahnen liegt das Aushalten. So folgt Betreuung selten einem festen Ziel, sondern ist immer ein Weg. Manchmal *nur* und manchmal *sogar*.



Baumgartner

„Es ist schon recht so.“

Als Betreuerin sehe ich viele Kontoauszüge. Einige deuten auf Armut hin, andere eher auf finanzielle Sorglosigkeit. Doch dieser hier war anders: Er berichtete von Sehnsucht, Schuld und einer Liebe, die in Zahlen nicht auszudrücken ist.

Alles begann mit einer Rücklastschrift, die Heimkosten konnten plötzlich nicht mehr von ihrem Bankkonto eingezogen werden. Das Konto war leer. Und das, obwohl kurz zuvor noch Vermögen da war.

Frau Baumgartner hatte ein Haus, das erst vor ein paar Monaten verkauft worden war. Die Einrichtungsleitung des Pflegeheims „Unterm Regenbogen“, in dem sie seit einiger Zeit lebte, regte bei Gericht eine Betreuung an – und ich wurde bestellt.

Margarethe Baumgartner war eine fünfundneunzigjährige Dame, die meist mit Hut und Zigarette in ihrem Rollstuhl vor dem Pflegeheim saß und dabei etwas ausstrahlte, das sie sich stets bewahrt hatte: ihre Würde. Sie sprach wenig, die Demenz begleitete sie seit einiger Zeit. Doch wenn sie erzählte, hörte man ihr unweigerlich zu, ihre Worte hatten noch immer Gewicht.

Als ich ihr mitteilte, dass kein Geld mehr da war, sah sie mich lange an, zog an ihrer Zigarette und sagte: „Mein Dieter hat’s gebraucht. Es war schon recht.“ In ihren Worten lag kein Vorwurf, keine Sorge. Vielmehr spürte ich: Sie wusste vermutlich mehr, als sie mir gegenüber zugeben konnte.

Als ich zum ersten Mal ihre Kontoauszüge durchschaute, um mir ein Bild davon zu machen, wohin das ganze Geld verschwunden sein könnte, stolperte ich über den Namen eines

Geldautomaten, der mir zwar nichts sagte und irgendwie auch nicht nach Bank klang, dafür aber umso öfter aufgesucht wurde. Bargeldabhebungen, jedes Mal in drei- bis vierstelliger Höhe. Ich googelte den Namen und landete auf einer Website, die mir mit viel nackter Haut entgegensprang. Reflexartig klickte ich sie direkt wieder weg, überprüfte den Namen in der Eingabemaske und klickte noch einmal auf „Suchen“, mit demselben Ergebnis. Diesmal blieb ich und sah mich auf der Homepage um.

Ich war Betreuerin, doch in diesem Moment fühlte ich mich ein wenig wie eine Ermittlerin. Das passiert immer mal wieder – vor allem, wenn man den Auftrag hat, herauszufinden, ob im Vorfeld der Betreuung irgendetwas schiefgelaufen ist. Das schien hier der Fall gewesen zu sein: Ich hatte den Eindruck, als hätte ich soeben ein intimes Geheimnis gelüftet, das mich nichts anging.

Ich blätterte weiter in den Kontoauszügen. Es gab keinen Zweifel, das war immer wieder derselbe Geldautomat. Und es waren immer wieder hohe Beträge. Dazwischen gab es ein paar Kartenzahlungen: beim Juwelier und in der Parfümerie.

Ich atmete tief durch.

*Was ist hier passiert?*, dachte ich.

Dann kam mir ein leiser Gedanke, für den ich mich fast schämte: *Ob das Dieter war? Weiß sie vielleicht sogar davon? Ist es ihr womöglich egal?*

Ihr Sohn Dieter besuchte sie oft. Ein Mann Anfang sechzig, der irgendwie nicht so recht erwachsen geworden war. Er hatte nie gearbeitet, lebte von dem, was kam, meistens von seiner Mutter. Sie hatte ihm immer etwas zugesteckt. Er war eben „ihr Junge“. Und sie war stolz auf ihn. Vielleicht nicht immer auf das, was er tat (oder nicht tat) – aber auf das, was er für sie war: ihr einziges Kind.

Deshalb hatte sie ihrem Dieter auch beim Notar eine Vollmacht erteilt, nachdem ihr Mann verstorben war und sie selbst

nicht mehr so konnte, wie sie wollte. Als sie ins Heim zog, verkaufte Dieter das Elternhaus. Für vierhundertzwanzigtausend Euro.

Anfangs hob er nur hin und wieder kleine Beträge ab: für Zigaretten, ein neues Hemd oder ein Geschenk zum Geburtstag einer Bekannten. Es war zwar das Geld seiner Mutter, aber sie hätte es ihm sowieso gegeben, davon war er überzeugt. Sie hatte ihm immer etwas gegeben.

Dann kam dieser Abend, an dem ihm diese Frau begegnete. Sie hatte ihn angelächelt, nicht mitleidig oder gönnerhaft. Er hatte das Gefühl, dass sie ihn wirklich mochte. Da kaufte er ihr Parfüm und lud sie zum Essen ein. Von da an war es wie ein Rausch.

*Nur dieses eine Mal noch*, dachte er immer öfter. Doch jedes Mal gab es ein weiteres Mal. Wenn er in sich hineinhorchte, wusste er, dass es nicht richtig war, was er tat – spätestens, als er anfang, Geld an einem Automaten abzuheben, der keinen Banknamen trug. Er hatte gesehen, was auf dem Kontoauszug stand, und trotzdem weitergemacht.

*Es wird schon keiner merken*, redete er sich ein. Schließlich hatte nur er Zugriff auf das Konto seiner Mutter, niemand sonst. Und es war ja auch genug Geld da. Das Heim war das günstigste in der Stadt. Außerdem fragte seine Mutter auch nicht mehr nach, in der letzten Zeit vergaß sie so vieles. Auch, wie viel Geld sie noch hatte.

Trotzdem lag er manchmal nachts wach und grübelte: *Was, wenn es doch auffällt? Wenn irgendjemand fragt? Wenn das Heim etwas merkt? Wenn sie stirbt – und jemand das Konto prüft?* Doch am nächsten Abend sah er wieder das Lächeln dieser Frau, spürte ihre Hand auf seinem Oberschenkel. Es waren Momente, in denen er sich gesehen und angenommen fühlte und in denen sich seine Zweifel wieder in Luft auflösten. Für eine Weile.

„Es wurde zu einer Art Sucht“, sagte er mir später. Nicht nach Geld, sondern nach Nähe. Und nach dem Gefühl, jemand zu sein. Nicht nur der Sohn, der immer noch bei der Mutter lebte und nichts auf die Reihe bekam. Sondern ein Mann, der etwas geben konnte – auch wenn es nicht seins war.

Als Betreuerin seiner Mutter musste ich einen Antrag auf Hilfe zur Pflege beim Sozialamt stellen, um die Heimkosten bezahlen zu können. Da ich wusste, die Behörde würde auf ein Strafverfahren drängen, versuchte ich, mit Dieter über das Geschehene zu sprechen. Pünktlich und mit gesenktem Blick stand er vor meiner Tür. Ich zeigte ihm die Kontoauszüge und sah, wie er zuerst errötete und dann immer blasser wurde. Leise sagte er: „Das hab’ ich nicht gewollt. Ich hab’ nicht gemerkt, dass es so viel war. Es war ja immer Geld da, ich hab’ nicht darüber nachgedacht. Das ist irgendwie einfach passiert.“

Ich sah ihm an, dass er sich schämte. Und ich glaubte ihm – nicht, weil ich naiv bin, sondern weil ich sah, dass er selbst nicht verstand, wie all das geschehen konnte. Vor mir saß kein Straftäter, kein Betrüger. Dort saß jemand, der sich nach Nähe sehnte und sich diese erkaufte, als sich die Gelegenheit dazu ergab. Ohne die Absicht, seiner Mutter Schaden zuzufügen.

Ein Riesensbetrag von vierhundertzwanzigtausend Euro, und alles war ausgegeben. Aber es war nicht nur das Geld. Für mich war es vielmehr eine Geschichte von Einsamkeit und vom verzweifelten Versuch, gesehen zu werden.

Dennoch musste ich Strafanzeige gegen Dieter erstatten, das Sozialamt bestand darauf. Die Polizei ermittelte, und er legte ein Geständnis ab. Auch seine Mutter musste im Ermittlungsverfahren aussagen. Als Geschädigte war sie Zeugin. Und so kam der Tag, an dem ich mit der ermittelnden Kriminalkommissarin zu ihr ins Heim fuhr. Die Beamtin fragte sie, ob sie wusste, was ihr Sohn mit ihrem Ersparnen gemacht hatte.

Frau Baumgartner saß aufrecht, mit zitternden Händen, den Hut auf dem Kopf. Nicht vor Angst, es war das Alter. Und die Demenz. Sie lächelte mit einer Sanftheit, die man vermutlich erst im Alter lernt.

„Mein Dieter ..., er hatte doch niemanden“, sagte sie. Dann fuhr sie leise und ein wenig beschämt fort: „Es war schon in Ordnung, dass er die Damen dort beschenkt hat. Wenn er dafür ein wenig Nähe von ihnen bekommen hat. Es ist schon recht so.“

Dieter hatte ihr also davon erzählt. Sie wusste es. Und sie wollte als Mutter natürlich, dass es ihrem Sohn gut ging.

Die Kommissarin fragte trotzdem weiter: „Wie viel wäre denn monatlich für Sie in Ordnung gewesen? Wie viel hätten Sie ihm dafür gegeben?“

Margarethe Baumgartner sah sie an, dann mich und dann wieder die Beamtin. Sie sagte: „Ach, Kindchen ... Was das dort kostet, das weiß ich nun wirklich nicht.“

Woher sollte sie es auch wissen?

„Wir können keinen Schaden beziffern“, sagte die Kommissarin zwei Tage später am Telefon. „Die Staatsanwaltschaft wird das Verfahren einstellen. Wo kein Schaden, da auch keine Strafe.“

Dieter konnte nichts zurückzahlen. Es war ihm unangenehm, das spürte ich.

Einige Monate später, als ich Frau Baumgartner besuchte, war er auch da. Er hatte seine Mutter in die Cafeteria eingeladen – auf ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte, die aß sie so gerne, und eine Tasse Kaffee. Ihre Augen glänzten vor Stolz.

„Mein Junge“, sagte sie. Dieter wurde rot und sagte: „Ich würde dir gern mehr zurückgeben.“

Frau Baumgartner nahm seine Hand und drückte sie liebevoll. „Es ist schon recht so, Dieter“, antwortete sie.

Ich schaute weg. Weil mein Herz schneller reagierte als mein Verstand und ich gerührt war.

Es ist als Betreuerin nicht meine Aufgabe, zu urteilen, sondern zu begleiten. Und zu tun, was getan werden muss. Auch dann, wenn wir selbst nicht wissen, was richtig ist.

Ich denke oft an Frau Baumgartner und an ihren Hut. Wie sie mit einer Zigarette in der Hand vor dem Pflegeheim im Rollstuhl saß. Und ich denke an ihren Blick, der mehr wusste, als er zeigte. An ihren Satz: „Es ist schon recht so.“

Manchmal ist Betreuung auch ein Spiegel für das, was Menschen einander bedeuten. Für das, was sie einander verzeihen. Und für das, was das Herz meint, wenn es sagt: „Es ist schon recht so.“



## Die Schuld(en)falle

Es war ein regnerischer Morgen, der Duft von Kaffee und frischen Croissants erfüllte das kleine Café in der Bad Homburger Altstadt. Laura, eine langjährige gute Freundin, saß mir gegenüber und nippte an ihrem Cappuccino, während ich meinen Kräutertee mit dem vielversprechenden Namen „Morgenröte“ genoss. Draußen allerdings war von Morgenröte keine Spur – nur grauer Himmel und nasses Kopfsteinpflaster.

„Wie geht es eigentlich deiner Klientin, der jungen Frau mit den Schulden? Du hast neulich von ihr erzählt“, fragte Laura neugierig.

Sie meinte Charlotte Schwarz. Charlotte ist sechsunddreißig Jahre alt und lebt in einer Einrichtung für psychisch kranke Menschen in Frankfurt – im Gepäck eine ausgeprägte Borderline-Persönlichkeitsstörung<sup>9</sup> sowie eine ebenso ausgeprägte Alkoholabhängigkeit. Seit mittlerweile zehn Jahren begleite ich sie, durch Krisen, Rückfälle und kleine Fortschritte.

Es war im Mai 2015, als ich Charlotte zum ersten Mal begegnete. Sie wurde an diesem Tag sechsundzwanzig Jahre alt und befand sich auf der Erwachsenen-Akutenstation der Psychiatrie, geschlossen untergebracht aufgrund anhaltender Suizidalität, Zustand nach Suizidversuch Nummer fünf.

Sie lag damals im Überwachungsraum direkt neben dem Schwesternzimmer. Glasscheiben mit hochgezogenen Jalousien

---

<sup>9</sup> Borderline-Persönlichkeitsstörung: eine psychische Erkrankung mit instabilen Beziehungen, starkem Gefühlschaos, innerer Anspannung, oft einhergehend mit selbstverletzendem Verhalten und Schwierigkeiten in der Selbstwahrnehmung.

sorgten dafür, dass das Pflegepersonal sie stets im Blick behalten konnte. Als ich für sie zur Betreuerin bestellt wurde, war es noch keine vierundzwanzig Stunden her, dass sie versucht hatte, sich mit einem Handy-Ladekabel an der Halterung ihres Duschvorhangs zu erhängen. Zu dieser Zeit lebte sie in einer Übergangseinrichtung für wohnungslose Menschen. Ihre Zimmernachbarin hatte sie gefunden – und Charlotte hatte überlebt.

Ich war damals voller Idealismus, sah sie und wollte ihr helfen. Zugleich fragte ich mich, wie ich damit umgehen sollte, dass sie den tiefen Wunsch hatte, sich selbst immer wieder lebensgefährlich zu verletzen und vermutlich noch mehr. Charlottes Geschichte konfrontierte mich mit einer Verzweiflung, die lange schon in dieser jungen Frau verankert war und immer weiterwuchs.

Es war das erste Mal, dass ich einen Menschen unmittelbar nach einem Suizidversuch betreute.

Während ich mit Laura in der gemütlichen Wärme des Cafés saß, dachte ich zurück an diesen Tag. Ich erinnerte mich an den sterilen Krankenhausgeruch, die kühle Atmosphäre in Charlottes Zimmer und das Klackern der Absätze, wenn die Oberärztin auf den Fluren der Station unterwegs war.

Und ich dachte an den Weg, den Charlotte seitdem gegangen ist: Nach ihrem Klinikaufenthalt habe ich sie an die psychiatrische Institutsambulanz<sup>10</sup> der Uniklinik angebunden. Dort hat sie bis heute regelmäßige Termine bei einer Psychiaterin sowie begleitende Gespräche mit einer Psychologin.

Sie war als Kind Opfer sexueller Gewalt durch ihren Onkel geworden. Ihre Mutter schützte nicht ihr Kind, sondern stellte sich hinter ihren Bruder, den Täter – ein Trauma, das Charlotte bis heute nicht bearbeiten konnte. Zu Beginn der Betreuung

---

<sup>10</sup> Psychiatrische Institutsambulanz: eine ambulante psychiatrische Abteilung einer Klinik, die Menschen mit psychischen Erkrankungen begleitet und behandelt.

kam deshalb beispielsweise auch keine Einrichtung für sie nun in Betracht, in der auch Männer lebten.

Sie sucht verzweifelt nach Nähe, und sobald sie diese findet, klammert sie sich daran – aus Angst, die Verbindung wieder zu verlieren. Ihre Beziehungen werden schnell sehr eng, zerbrechen aber auch genauso schnell wieder. Das war damals schon so – und hat sich nicht geändert. Es ist ein typisches Borderline-Verhaltensmuster.

Als ich Charlotte im Laufe der Zeit einmal fragte, wie es ihr geht, sagte sie: „Mein Borderline kickt mich gerade wieder massiv.“ Das war kaum zu übersehen, denn sie hatte sich offenbar kurz zuvor selbst verletzt. Das tut sie öfter, auch heute noch. Ihre Unterarme sind von Narben übersät, einige sind alt, andere frisch. Manchmal schneidet sie sich zu tief, sodass die Wunden in der Notaufnahme versorgt werden müssen. Die Schnitte verheilen, doch es bleiben Narben zurück.

Zu Beginn der Betreuung konnte Charlotte kaum länger als ein paar Tage am Stück in einer Wohnungslosenunterkunft bleiben. Zu groß war ihr Wunsch, endlich irgendwo anzukommen, ein Zuhause zu finden, in dem sie sich sicher fühlen konnte. So war sie ständig auf der Suche – getrieben von einer tiefen Sehnsucht nach Wärme und Geborgenheit. Vermutlich, weil sie beides nie erlebt hatte.

Da sie mittellos war, musste ich als Betreuerin dafür sorgen, dass die Unterkunftskosten in den Einrichtungen gedeckt waren, wenn sie dort aufschlug, um für ein paar Tage zu bleiben. In den ersten anderthalb Jahren stellte ich für sie Anträge bei siebzehn verschiedenen Jobcentern in ganz Deutschland.

Das war eine arbeitsintensive Zeit, denn kaum war ein Antrag bewilligt, musste der nächste bereits gestellt werden. Charlotte hielt es nie lange an einem Ort aus und machte sich auf in die nächste Stadt, wo sie meist erneut suizidal wurde und in der

örtlichen Psychiatrie landete, um anschließend in eine neue Übergangseinrichtung zu ziehen.

Manchmal wusste ich nicht, ob ich schnell genug war oder ihre nächste Krise mir zuvorkommen würde.

Nach knapp zwei Jahren rief Charlotte mich eines Tages an und fragte, ob ich eine Einrichtung in Frankfurt kenne, die sie dauerhaft aufnehmen würde. Zum ersten Mal bat sie mich um Hilfe – nicht, weil sie musste, sondern weil sie wollte. Das war neu, und es war ein Wendepunkt. Seit acht Jahren lebt sie nun in dieser Einrichtung.

Wir hatten in all den Jahren Höhen und Tiefen. Meist kündigten die Höhen bereits die Tiefen an: Wenn sie mir überschwänglich dankte und mich als Betreuerin am liebsten nie mehr hergeben wollte, wie sie sagte, dann wusste ich im Grunde schon, dass der nächste Tiefpunkt nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Vor ein paar Monaten beantragte sie bei Gericht einen Betreuerwechsel. Im Antragsschreiben teilte sie mit, ich kümmere mich nicht um sie, habe in den ganzen Jahren überhaupt noch nichts für sie geregelt, und sie wolle auf der Stelle einen anderen Betreuer. Als ich ihren Brief las, spürte ich, dass mir ihre Worte einen leisen Stich versetzten – und zugleich wusste ich, dass das, was sie geschrieben hatte, Ausdruck ihrer Borderline-Erkrankung war.

Zur gleichen Zeit kündigte sie ihren langjährigen Arbeitsplatz in der Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM)<sup>11</sup>, und auch im Wohnheim wollte sie nicht mehr bleiben. Es wirkte, als wollte sie alle Zelte abbrechen und sämtliche Fesseln auf einmal loswerden. Ja, ich hatte den Eindruck, als wollte sie, dass all das, was ihr Stabilität gab, auf einmal wegbrechen würde. Denn

---

11 Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM): Einrichtung, in der Menschen mit Behinderung arbeiten und gefördert werden, wenn sie nicht auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt tätig sein können.

genau das schien ihr zu bestätigen, was sie schon lange fühlte: Dass in ihrem Leben immer wieder alles auseinanderfällt – und sie nichts dagegen tun kann.

Ich rief Charlotte an, um zu erfahren, was geschehen war. Sie sagte, die Kündigung in der Werkstatt habe sie längst rückgängig gemacht, und sie wolle nun doch im Wohnheim bleiben, eigentlich sei es ganz in Ordnung dort. Und sie habe sich überlegt, dass die Betreuung durch mich auch ruhig weiter bestehen könne. Dann entschuldigte sie sich und sagte, ihr Borderline habe sie mal wieder „massiv gekickt“.

Laura holte mich aus meinen Gedanken zurück ins Café, indem sie meinen Arm über den Tisch hinweg sanft berührte. Ich seufzte tief.

„Ach, Laura, ich musste gerade daran denken, was Charlotte schon alles mitgemacht hat. Weißt du, was zuletzt passiert ist? Sie hat vor ein paar Monaten eine Nachzahlung über zweitausendfünfhundert Euro von der Rente erhalten. Genug, um endlich schuldenfrei zu sein. Charlotte hatte mich gebeten, das Geld für sie zu sichern, damit sie es nicht direkt ausgibt. Ich war vorsichtig, ließ es auf ihr Taschengeldkonto in der Einrichtung buchen, denn auf ihrem Bankkonto lag wieder einmal eine Pfändung. Sie wollte mit dem Geld ihre Schulden bezahlen. Ich war so stolz auf sie.“

„Und? Habt ihr es geschafft? Ist sie die ganzen Forderungen endlich los?“, fragte Laura gespannt.

„Nun ja“, begann ich zu erzählen. „Ich habe mit den Gläubigern verhandelt wie verrückt. Bei manchen ging es zimal hin und her, aber ich habe es geschafft, Vergleiche auszuhandeln, mit fast allen. So hätten sich Charlottes Schulden auf die Hälfte reduziert.“

„Wieso ‚hätten‘? Das klingt doch gut! Wie ging es weiter?“, fragte Laura erwartungsvoll und misstrauisch zugleich. Sie war immer Feuer und Flamme, wenn ich ihr Geschichten aus meinem

Berufsalltag erzählte. Laura arbeitete in einer Versicherung, wo sie für kleinere Sachschäden zuständig war. Das Gehalt hielt sie dort, den Rest ertrug sie – so beschrieb sie ihren Job.

„Sie hat sich in Absprache mit mir das Geld von ihrem Taschengeldkonto im Wohnheim geholt und wollte es selbst auf ihr Bankkonto einzahlen und dann an die Gläubiger überweisen. Sie sagte, die Belege bringe sie mir beim nächsten Besuch mit.“ Ich räusperte mich, während mein Blick auf die Regentropfen fiel, die auf der Fensterbank zu einer kleinen Pfütze verschmolzen. „Aber dann ist es passiert: Sie ist rückfällig geworden, und ich wusste nichts davon. Sie hat das ganze Geld für Alkohol ausgegeben. Die Schulden sind also noch da.“

Laura legte ihre Stirn in tiefe Falten. Ich sah, dass ihre Augen vor Zorn funkelten.

„Das kann doch wohl nicht wahr sein!“, sagte sie etwas zu laut und lenkte die Blicke einiger anderer Gäste auf uns. „Wie kann sie denn so was machen? Du hast ihr so geholfen, mit den ganzen Gläubigern verhandelt und dafür gesorgt, dass sie nur noch die Hälfte bezahlen muss – und dann macht sie so was! Das ist undankbar. Sie hat deine Hilfe ausgenutzt. Und sie hat keinen Respekt vor deiner Arbeit, die du schließlich *für sie* tust. Also nee, das geht gar nicht.“

Ich sah Laura nachdenklich an.

„Ich verstehe, was du meinst und worüber du dich ärgerst. Es stimmt, ich hab’ viel Zeit und Energie in die Gläubigergespräche investiert und mich echt bemüht, etwas für sie zu erreichen. Und dann scheitert es. Das finde ich auch frustrierend. Aber weißt du was? Ich verstehe auch Charlotte.“

„Du tust *was*? Du *verstehst* sie? Sie hat dich hintergangen. Siehst du nicht, was sie gemacht hat?“

Natürlich tat es mir für Charlotte leid, dass sie ihre Schulden nicht losgeworden war. Aber ich war deswegen nicht wütend auf sie.

Ich antwortete: „Wenn du mich fragst, hat Charlotte sich selbst am meisten enttäuscht. Sie lebt in diesem ständigen Kampf mit sich, ihrer Erkrankung und der Abhängigkeit. Sie hat das ja nicht gegen mich getan, sondern für sich. Oder besser gesagt: für die Abhängigkeit, gegen die sie nicht ankommt. Die Sucht sorgt dafür, dass rationale Entscheidungen oft nicht mehr möglich sind.“

„Aber sie muss doch für ihr Handeln zur Verantwortung gezogen werden! Sie muss doch spüren, dass so was nicht geht. Wenn du das durchgehen lässt, lernt sie nicht aus ihren Fehlern.“

Ich hörte Lauras Worte, die für mich nicht nach Laura klangen, sondern eher nach Autorität und Strafe, die sie vielleicht selbst erfahren hatte. Und ich sah, dass sie mit sich rang – als müsste sie sich vor etwas schützen.

In einem Punkt stimmte ich ihr zu: „Charlotte muss die Verantwortung für ihr Handeln tragen, das sehe ich auch so. Und in meinen Augen tut sie das bereits. Denn sie muss damit leben, dass ihre Schulden jetzt noch da sind, weil sie davon nichts bezahlt hat. Es sind *ihre* Schulden, nicht meine. Und es ist *ihr* Leben, nicht meins. Sie trifft ihre eigenen Entscheidungen, nicht ich entscheide für sie. Ich kann sie nur begleiten, nicht für sie leben.“

„Trotzdem. Sie ist sechsunddreißig. Da muss man doch irgendwann mal erkennen, dass das eigene Handeln Konsequenzen hat. Sonst wird sie sich nie ändern“, insistierte Laura mit fester Stimme.

Ich weiß, dass Laura eigentlich ein großes Herz hat, das am rechten Fleck sitzt. Irgendwie schien sie durch diese Geschichte mit eigenen Dingen in Kontakt gekommen zu sein.

„Ich habe Charlotte gesagt, dass ich nicht sauer auf sie bin.“

„Du hast *was*? Glaubst du wirklich, dass das richtig ist?“

„Ich weiß, dass Charlotte in ihrem Leben immer wieder verlassen wurde. Wenn sie sich nicht so verhalten hat, wie die

Menschen um sie herum es erwartet oder sich gewünscht haben, wandten die meisten sich von ihr ab – Freunde, Partner, ihre Mutter, viele Menschen haben sie weggestoßen und bestraft und ihr immer wieder signalisiert: *Du bist nicht liebenswert. Und deswegen bist du jetzt wieder allein. Du bist selbst schuld.*

Ich bin überzeugt, dass sie dadurch nichts Positives lernt. Deshalb spiele ich als Betreuerin dieses Spiel nicht mit. Wieso sollte ich sie alleinlassen? Sie hat mir ja nichts getan. Ich habe keinen Grund, zu gehen oder mich von ihr abzuwenden. Ich bleibe an ihrer Seite. Vielleicht ist es das erste Mal, dass sie nicht verlassen wird, wenn sie scheitert. Vielleicht spürt sie zum ersten Mal im Leben, dass sie in Ordnung ist, wie sie ist. Dass es okay ist, Fehler zu machen – und dass eine Beziehung nicht bei der ersten Krise zerbrechen muss. Ich bin nicht ihre Freundin. Aber ich bin als Betreuerin jemand, der bleiben kann – auch, wenn es zwischendurch einmal schwer wird.“

„Du verstehst sie wirklich, oder?“, fragte Laura.

„Wenn ich mir vorstelle, ich wäre alkoholabhängig – getrieben von meiner Sucht, ständig auf der Suche nach mehr, und hätte plötzlich Geld zur Verfügung ... Ich glaube, ich hätte genauso gehandelt wie Charlotte, ja. Ich in meinem eigenen Leben würde es anders machen, aber darum geht es nicht. Es geht um *ihr* Leben – nicht um meins. Es geht um *ihre* Realität, nicht um meine.“

Laura schaute mich nachdenklich an, dann sah sie aus dem Fenster auf die verregnete Straße. Ich konnte sehen, wie es in ihr arbeitete.

„Und wie hat Charlotte reagiert?“, fragte sie schließlich. Ihre Stimme war leiser geworden.

„Sie war überrascht. Weil sie nicht damit gerechnet hatte, dass ich bleibe. Sie dachte, ich sei verärgert, weil es ihre Schuld gewesen sei und sie meine ganze Arbeit der letzten Wochen zu nichtegemacht hätte. Das wäre die Reaktion gewesen, die sie

von früher kennt. Wenn ich sage, ich verstehe sie, heißt das ja nicht, dass ich mit allem, was sie tut, einverstanden sein muss. Es heißt lediglich: Ich sehe nicht nur, was sie tut, sondern auch, wer sie ist.“

Laura sagte leise: „Hm, so hab' ich das noch nie gesehen.“

Ich versuchte, ihr meine Perspektive zu erklären: „Ich glaube fest daran, dass Zuwendung und Unterstützung viel effektiver sind als jede Bestrafung. Es ist ja kein Nachgeben – sondern ein Gegenentwurf zu dem, was sie kennt. Stell dir vor, du stehst ständig unter Druck, weil du das Gefühl hast, sowieso in allem zu scheitern. Für Charlotte wäre es das Schlimmste, wenn sich das alte Muster immer weiter wiederholt. Wie soll sie dann etwas anderes lernen? Ich bin überzeugt davon, dass sie gute Gegenerfahrungen zu dem braucht, was sie erlebt hat. Ich möchte auch nicht, dass sie sich schämt oder zurückzieht. Sie hat sich selbst geschadet – nicht mir. Ich möchte, dass sie weiß, dass sie weiterhin meine Unterstützung hat. Weil es ihre Entscheidung war. Wenn sie später sagt, es wäre besser gewesen, das Geld für die Schulden einzusetzen – dann ist das nicht meine Erkenntnis, sondern ihre. Und daraus kann sie wirklich lernen. Als Betreuerin bin ich keine Therapeutin – ich gebe ihr einen Rahmen, der Halt gibt. Indem ich ihr eine Beziehung anbiete, die tragfähig ist.“

„Und was ist mit dir? Wie geht es dir, wenn sie immer wieder rückfällig wird?“, fragte Laura und sah mir direkt in die Augen.

„Es ist nicht leicht, zuzusehen, wie der Alkohol sie zugrunde richtet. Ich mache mir Sorgen um sie. Zugleich weiß ich, dass Rückfälle dazugehören. Das ist im Augenblick ihr Weg. Diese Krankheit erfordert Geduld – auch von mir. Vielleicht wird sie nie dauerhaft abstinent sein. Es kann sein, dass die Krankheit immer ein Teil ihres Lebens sein wird. Dann ist das so. Als Betreuerin ist es nicht meine Aufgabe, sie gesund zu machen. Das

kann ich auch gar nicht. Ich kann an ihrer Seite sein, während sie ihren eigenen Weg geht, selbst wenn er nicht schnurgerade, sondern auch mal holprig ist.“

Laura sah nachdenklich aus dem Fenster. „Ich glaub', ich verstehe, was du meinst. Aus dieser Perspektive habe ich es noch nie gesehen. Abhängigkeit ist eine Krankheit – das muss man sich vermutlich immer wieder vor Augen halten.“ Lauras Stimme klang jetzt wieder behutsam, fast brüchig. Als hätte sich auch in ihr etwas gelöst, das sie lange nicht sehen konnte.

„Hast du ihr schon mal Grenzen gesetzt?“, fragte Laura plötzlich.

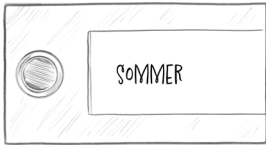
„Ja, das habe ich. Wenn sie meine Grenzen überschreitet. Dann sage ich ihr wertschätzend und klar, dass ich zum Beispiel kein Gespräch führen möchte, wenn sie mich beleidigt. Es ist ja nicht nur die Abhängigkeit, sondern auch ihre Borderline-Erkrankung. Charlotte braucht Grenzen, um sich selbst spüren zu können. Sie sucht Nähe, Anerkennung und Aufmerksamkeit. Sobald sie diese bekommt, muss sie auf Abstand gehen, aus Angst, das Gute und Schöne, das sich so wunderbar und hoffnungsvoll anfühlt und wonach sie sich so sehr sehnt, wieder zu verlieren. Und dann versucht sie, zu verletzen, mich und andere zu treffen, zu manipulieren. Nicht, weil sie böse ist, sondern weil es eine Erkrankung ist. Das tut sie nicht bewusst. Es entsteht aus einer großen inneren Not heraus. Und dann braucht es gesunde Grenzen, aber keine Strafen. Sie ist eine eigenständige Frau, und ich habe kein Recht dazu, sie für irgendetwas zu bestrafen. Sie braucht Klarheit, die ihr Halt und Orientierung gibt. Das mache ich mir immer wieder deutlich, wenn ich mit ihr arbeite. Inzwischen habe ich ein ganz gutes Gespür dafür, wie ich mit ihr umgehen kann. Und ja, das war ein langer Weg.“

Laura sah mich an, und jetzt wusste ich, dass sie mich verstand. Da war sie plötzlich wieder, die weiche und sanfte Laura, die mir so nah ist.

„Danke, dass du mir das erzählt hast. Wahrscheinlich hilft Empathie oft mehr als ein Urteil“, sagte sie leise.

Ich spürte, wie sich ein Lächeln in mein Gesicht schlich. Nicht, weil Charlottes Fall jetzt gelöst wäre, sondern, weil Laura und ich etwas geteilt hatten.

Ja, so sehe ich es: Empathie kann Brücken bauen, wo Strafe Mauern errichten würde.



Am Boden

Als ich ihn zum ersten Mal besuchte, lag er auf einer Matratze, die sich auf dem Fußboden einer Einzimmerwohnung befand. Ich hatte den Eindruck, dieser Ort war für ihn eher ein Versteck als ein Zuhause. Andreas Sommer lebte dort bei einem Bekannten, weil er kein eigenes Dach mehr über dem Kopf hatte.

Er war vierundfünfzig Jahre alt, wirkte auf mich aber viel älter. Vielleicht, weil er so viel erlebt hatte, dass er inzwischen müde war und sich längst aufgegeben hatte.

Als ich ihn dort am Boden liegen sah, zögerte ich kurz, bevor ich mich auf die Couch setzte. Es war der einzige Platz im Raum, der sich in diesem Moment richtig anfühlte. Herr Sommer bewegte sich auf seinen Händen zu mir und blieb vor dem Sofa sitzen. Nicht, weil er wollte – sondern weil er nicht anders konnte. Er hatte keine Beine. Keine Prothesen. Keinen Rollstuhl.

Diese vertikale Distanz machte etwas mit mir. Sie erinnerte mich daran, dass ich in meinen Seminaren für Betreuer oft über „Kommunikation auf Augenhöhe“ spreche – nicht nur als Haltung, sondern auch im wörtlichen Sinn, beispielsweise wenn ein betreuter Mensch im Rollstuhl sitzt.

Mit Herrn Sommer war Augenhöhe physisch in diesem Moment nicht möglich. Ich saß oben auf der Couch, er unten auf dem – stark verschmutzten – Boden. Auf die – ebenfalls stark verschmutzte – Matratze hätte ich mich nicht setzen können. Es fühlte sich falsch an, wie ein Gefälle, das nicht sein sollte. Ich spürte das Ungleichgewicht – und zugleich meine eigene Grenze.

Und doch fühlte ich, dass Augenhöhe möglich war, im Zwischenmenschlichen, durch das Zuhören und das Ernstnehmen seines Schmerzes und seiner Hoffnungslosigkeit. Schönreden oder Aufmuntern wäre in dieser Situation weder authentisch noch ehrlich gewesen.

„Ich bin Ihre rechtliche Betreuerin“, sagte ich leise.

Er sah mich lange an – und nickte. „Dann wissen Sie ja, was passiert ist.“

„Ja, das weiß ich.“

„Ich kann so nicht weiterleben“, sagte er. „Das ist keine Wohnung hier, das ist ein Loch.“

Nicht nur mein Kopf verstand, was er meinte, sondern auch mein Herz.

Er wollte nie in einer Einrichtung leben, sondern selbst bestimmen – in seinen eigenen vier Wänden.

Die konkrete Wohnungssuche gehört eigentlich nicht zu meinen Aufgaben – wohl aber ihre Organisation. Deshalb beauftragte ich einen Makler, weil ich wusste, wie wichtig es für Herrn Sommer war. Und er hatte die finanziellen Möglichkeiten, eine professionelle Wohnungssuche zu bezahlen.

Wir fanden eine barrierefreie Wohnung, es schien wie ein kleines Wunder. Etwas, das sich zunächst wie ein vorsichtiger Neuanfang anfühlte. Vielleicht ein Schritt zurück ins Leben.

Doch dann kam die Absage. Weil er Raucher war.

Von da an wurde Andreas Sommer immer stiller. Der Rückfall kam Ende des Sommers, als die Tage begannen, kürzer zu werden. Er rief mich an und erzählte mir, dass er wieder angefangen hatte, zu trinken. Ich spürte, wie schwer ihm das fiel – und wie sehr er inzwischen am Boden war.

Also kümmerte ich mich darum, dass er Prothesen bekam, er wollte so gerne wieder laufen. Aber er hatte Schmerzen, wo einst seine Beine waren. Phantomschmerzen.

Mehrere Suizidversuche hatten Spuren in ihm hinterlassen – nicht nur körperlich, auch seelisch. Er war traumatisiert.

Einmal sagte er: „Der schlimmste Moment war, als ich im Krankenhaus wach wurde. Ich hatte auf den Bahngleisen irgendwann das Bewusstsein verloren. Mein letzter Gedanke war: *Ich will nicht mehr*. In der Klinik war mein erster Gedanke ebenfalls: *Ich will nicht mehr*. Und jetzt musste ich mit einer noch viel größeren Last weiterleben. Ich hatte keine Ahnung, wie das gehen sollte, denn ich hatte nur beide Beine verloren, mein Herz schlug noch.“

Ich hatte keine Antwort darauf und spürte ein tiefes Gefühl von Ohnmacht in mir aufsteigen. Mir war klar, dass es vermutlich keine Worte gab, die diesen Schmerz hätten lindern und Herrn Sommer trösten können.

Seine Erzählungen haben mich tief berührt. Vielleicht auch, weil ich es aus seiner Sicht nachvollziehen konnte. Die Vorstellung, aufzuwachen und zu begreifen, dass man überlebt hat, obwohl man sterben wollte, ist kaum auszuhalten.

Ihn so zu sehen – ohne Beine und am Boden lebend – war für mich bei jedem Besuch schwer. Ich habe mir angewöhnt, in solchen Momenten den Fokus auf das Hier und Jetzt zu lenken. Dann sage ich mir: „Es geht jetzt nur um diesen Augenblick.“ Das hilft mir, nicht von meinen eigenen Gefühlen überflutet zu werden. Ihnen gebe ich später Raum. So gelingt es mir, in sehr belastenden Momenten handlungsfähig zu bleiben.

Über Suizidalität zu sprechen, ist wichtig – auch in der Betreuung. Denn sie kann uns dort begegnen. Menschen, die sterben möchten, suchen oft das Gespräch. Dann gilt es, nicht abzulenken oder wegzuhören. Nicht auszuweichen, sondern auszuhalten.

Die meisten Menschen, die lebensmüde sind, sprechen irgendwann darüber. Es ist ein weit verbreiteter Irrglaube, dass

ein offenes Gespräch über Suizidgedanken unser Gegenüber erst auf die Idee bringen könnte, sich das Leben zu nehmen. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: Zuhören, ernst nehmen, da sein – das können Rettungsanker sein. Ein Versuch, Halt zu geben, vielleicht nur für eine kurze Zeit, vielleicht für länger.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie ich Andreas Sommer helfen könnte. Was in meiner Macht liegt.

Jedes Mal, wenn mir bewusst wurde, wie begrenzt meine Möglichkeiten waren, machte mich das zutiefst betroffen. Ich war traurig darüber, dass ich mit meinem Wunsch, sein Schicksal zu ändern, immer wieder auf dem harten Boden der Realität landete. Mein Betreuerinnen-Herz war voller Hoffnung, aber mir waren die Hände gebunden.

Tief in mir gab es jedoch auch den – zugegebenermaßen tröstlichen und entlastenden – Gedanken: *Es ist so, wie es ist. Und vielleicht ist es sein Weg.*

Diese Perspektive hat mir die nötige Gelassenheit geschenkt – und den Mut weiterzumachen, nicht aufzugeben.

Ich fühlte mich mit Herrn Sommer auf eine stille Weise verbunden, er hatte sich mir anvertraut. Mich um Hilfe gebeten, weil er nicht mehr konnte. Weil er am Boden war. Ich kannte seine Geschichte nicht nur aus der Gerichtsakte, sondern weil er sie mir selbst erzählt hatte. Das ist in der Betreuung nicht selbstverständlich. Deshalb empfinde ich es als Geschenk, wenn ein betreuter Mensch mir Vertrauen und Offenheit entgegenbringt.

Früher hatte Andreas Sommer im Vertrieb eines Elektrounternehmens gearbeitet, bis er an einer Depression erkrankte und verzweifelt versuchte, diese mit Alkohol zu bekämpfen. Dann folgte der erste Suizidversuch – und danach war nichts mehr wie zuvor. Es folgten weitere Versuche, und nun die Betreuung.

Ich versuchte, für ihn zu organisieren, was möglich war – Pflege, Tagesstruktur und Therapie.

Dennoch hatte ich von Anfang an das Gefühl, dass es möglicherweise nicht reichen könnte. Es war ein vertrautes Gefühl, das sich nie laut meldet, sondern stets leise anklopft. Das sich im Feierabend manchmal von hinten anschleicht und mir zuraunt: *Das geht nicht gut aus*. Am liebsten würde ich dieses Gefühl immer sofort wieder wegschieben, weit weg. Denn ich möchte nicht wahrhaben, dass es mit dieser flüsternden Vorahnung noch nie falsch lag.

Im Laufe der Jahre habe ich gelernt, dieses Gefühl ernst zu nehmen. Und trotzdem nicht gleich in Panik zu verfallen, nicht mehr zu denken, dass es meine Schuld, mein Versagen ist. Sondern die Möglichkeit, dass es tatsächlich nicht gut ausgehen könnte, behutsam in mein Handeln aufzunehmen – aber es nicht zu meiner Verantwortung zu machen, den schlimmsten Fall zu verhindern.

Herr Sommer hatte auf seiner Fensterbank einen kleinen Kaktus stehen, den er liebevoll „Otto“ nannte.

„Der braucht nicht viel“, sagte er einmal. „So wie ich.“

Alle paar Wochen war ich bei ihm. Manchmal redeten wir, manchmal konnte er nicht. Dann lag die Depression wie ein dunkler Schatten über seiner Seele.

Es gab Besuche, da sagte er: „Ich hab’ heute Otto gegossen.“

Dann lächelte ich. „Das ist gut.“

„Ich weiß nicht, ob es hilft“, meinte er.

„Es ist zumindest ein Versuch“, sprach ich meine Gedanken laut aus.

Und Otto blieb – still, genügsam, wie ein treuer Begleiter.

Vor ein paar Wochen verabschiedete ich mich wie immer: „Bis bald, Herr Sommer.“

Aber da war es wieder, das Gefühl, diese Ahnung, der Gedanke: *Diesmal nicht*.

Mein Unterbewusstsein sollte ein weiteres Mal Recht damit behalten.

Andreas Sommer wurde zwei Wochen später tot in der Wohnung seines Bekannten aufgefunden. Es war kein Unfall, kein Zufall. Er ist seinen Weg zu Ende gegangen – ohne Beine. Still, aber entschlossen. Selbstbestimmt und in Würde.

Auch Otto stand nicht mehr auf der Fensterbank. Vielleicht wollte Herr Sommer, dass er mit ihm geht, dachte ich.

Seine Schwester fragte, ob ich zur Beerdigung kommen würde. Nicht von allen Menschen, deren Betreuerin ich war, habe ich mich so verabschiedet. Aber von einigen. Auch von Andreas Sommer.

Manchmal denke ich auch heute noch an ihn. An seine Zurückgezogenheit, seine Fragen und die Dankbarkeit, mit der er mir begegnete. Ich glaube, er hatte – bis die Absage für die Wohnung kam – selbst auch noch ein bisschen Hoffnung gehabt.

Durch ihn habe ich gelernt, auszuhalten, wenn jemand nicht mehr will. Nicht dagegenzureden, weil wir damit lieber gar nicht in Kontakt kommen wollen. Weil es unsere eigene Endlichkeit berührt – und die der liebsten Menschen um uns herum. Weil es uns Angst macht. Weil die Gesellschaft den Anspruch an uns Betreuer stellt, dass wir die Menschen retten müssen. Aber das können wir nicht. Und das auszuhalten, ist Teil unserer Professionalität.

Es ist für mich auch eine Frage der Würde: Ich kann niemanden zum Leben zwingen. Was ich kann, ist Verantwortung übernehmen – in Krisen, in Notsituationen und im Alltag. Aber wenn ein Mensch aus freiem Willen geht, dann endet meine Verantwortung.

Ich kann, will und darf nicht darüber urteilen, wann ein Leben lebenswert ist. Denn ich lebe das Leben dieses Menschen

nicht – ich kann es nur begleiten, aber nicht bestimmen. Das ist – anders als ich es zu Beginn meiner Tätigkeit manchmal empfunden habe – kein schwerer Gedanke. Ich finde mittlerweile, er trägt auch Leichtigkeit und Freiheit in sich.

Wenn ich heute an seiner alten Wohnung vorbeifahre, denke ich immer noch an das, was Andreas Sommer mir mitgegeben hat. An das, was bleibt. Und das ist nicht der Eindruck von Schwäche. Ganz im Gegenteil: Ich habe ihn als sehr mutig und stark erlebt. Im Tragen dieser schweren Erkrankung und dieses schweren Schicksals.

Auch, wenn auf den ersten Suizidversuch weitere folgten – er hatte trotz allem den Wunsch, in einer eigenen Wohnung zu leben. Ohne Beine. Das hat mich tief berührt. Denn es war der Wunsch nach einem Ort, der ihm allein gehören sollte. Nach Autonomie. Nach Kontrolle und Freiheit. Dieser Wunsch blieb – bis zuletzt.



## Der Doppelname

Es war ein grauer Dienstagmorgen, als ich mich auf den Weg ins Pflegeheim machte. Heute stand die richterliche Anhörung einer siebenundachtzigjährigen Dame an, die ich zukünftig betreuen sollte.

Frau Dr. Morgenroth, die zuständige Richterin, wartete bereits im Eingangsbereich auf mich. Wir fragten am Empfang nach der Zimmernummer von Paula Hamann – so hieß die betroffene Dame – und machten uns gemeinsam auf den Weg zu ihr in den Wohnbereich.

Frau Hamann hatte das Glück, ein Einzelzimmer zu bewohnen. Sie saß in einem Ohrensessel und war so klein, dass ihre Füße den Boden nicht berührten – wie bei einem Kind. Ihr Gesicht war von einem langen Leben gezeichnet, ihre Augen blickten wach und freundlich hinunter in den Garten, als suchten sie dort nach etwas Vertrautem. Mir fiel eine runde Narbe auf ihrer Stirn auf, etwas größer als ein Zweieurostück. Ich fragte mich im Stillen, wie diese Narbe wohl entstanden war.

Von der Richterin erfuhr ich, dass Frau Hamann kurz zuvor ihre gesamten Ersparnisse – es waren rund zweihunderttausend Euro – an eine gemeinnützige Organisation gespendet hatte. Nun konnte sie ihren Heimplatz nicht mehr finanzieren, und das Pflegeheim hatte eine rechtliche Betreuung angeregt. Für mich war klar: Ich musste schnellstmöglich Sozialhilfe beantragen – Hilfe zur Pflege –, damit Frau Hamann ihr Zuhause nicht verlor.

Einige Wochen später besuchte ich sie wieder. Der Sozialhilfefantrag war vorläufig bewilligt, und ich kümmerte mich nun

um eine mögliche Rückzahlung der Spende. Dazu stand ich im Austausch mit der Organisation, die sich über Frau Hamanns Großzügigkeit sehr gefreut hatte. Zu Recht: Denn eine Rückforderung der gesamten Summe war juristisch nicht möglich – sehr zum Ärger der künftigen Erben. Immerhin musste die Organisation den monatlich fehlenden Betrag direkt an das Pflegeheim überweisen, damit der Staat nicht einspringen musste.

Bei meinen Besuchen erzählte Paula Hamann mir meist Geschichten aus ihrem Leben. Einige wiederholten sich, andere waren lückenhaft, doch das störte mich nicht. Ich hörte ihr gern zu. Manche Anekdoten waren so zauberhaft, dass ich sie immer und immer wieder hören konnte, ohne dass es langweilig wurde. Mit leuchtenden Augen erzählte die ältere Dame aus ihrer Jugend, von alten Freunden und Momenten, die ihr Leben geprägt hatten. In diesen Gesprächen hatte ich stets das Gefühl, ganz im Hier und Jetzt zu sein. Es fühlte sich an, als würde die Zeit für einen Augenblick stillstehen, als gäbe es nur Frau Hamanns Stimme, ihre Erinnerungen und das leise Ticken der Wanduhr.

Nach ungefähr zwei Jahren starb Paula Hamann, und die Betreuung endete damit – dachte ich.

Ein paar Wochen später besuchte ich in derselben Einrichtung einen anderen von mir betreuten Bewohner. Auf meinem Weg durch das Foyer erschrak ich plötzlich und blieb wie angewurzelt stehen.

In einem Sessel am Fenster saß eine alte Dame, die in den Garten hinausschaute, und irgendetwas an ihr kam mir seltsam vertraut vor.

Ich ging auf sie zu und setzte mich zu ihr.

„Guten Tag. Bitte entschuldigen Sie die Störung. Darf ich fragen, wie Sie heißen? Ich habe das Gefühl, wir haben uns schon einmal gesehen.“

„Mein Name ist Hamann, Paula“, sagte sie und lächelte sanft.

Ich erstarrte. Hatte ich richtig gehört? Das konnte nicht sein. Frau Hamann war verstorben. Und nun saß sie in diesem Sessel. Was ging hier vor sich?

Mein Blick fiel auf ihre Stirn. Eine runde, auffällige Narbe, an die ich mich mit einem Mal erinnerte. Und plötzlich wurde mir klar: Ich hatte diese Narbe nur ein einziges Mal gesehen, bei der richterlichen Anhörung. Danach nie wieder.

Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Die Frau, die ich in all der Zeit besucht hatte, trug diese Narbe nicht. Oder hatte ich mich getäuscht? Ich begann zu zweifeln.

Um Frau Hamann nicht zu verunsichern, verabschiedete ich mich höflich und ging in die Verwaltung, in der Hoffnung, dort eine Erklärung zu erhalten. Ich staunte nicht schlecht über das, was ich da hörte: Es gab zwei Damen in der Einrichtung, die Paula Hamann hießen. Und damit nicht genug: Sie waren beide am selben Tag im selben Jahr geboren. Jetzt war ich tatsächlich sprachlos.

Auf dem Papier konnte man die beiden nur anhand ihrer Zimmernummer unterscheiden. Und in der Realität – an der Narbe.

Erst jetzt wurde mir klar: Ich hatte zwar die rechtlichen Angelegenheiten der „richtigen“ Frau Hamann geregelt – aber die ganze Zeit die „falsche“ Frau Hamann besucht.

Wie das passieren konnte? Ich hatte, als ich zum ersten Mal nach der richterlichen Anhörung wieder in der Einrichtung war, ihre Zimmernummer nicht mehr im Kopf. Also fragte ich am Empfang nach „Frau Hamann“ und bekam ein Zimmer genannt. Als ich das Zimmer betrat, saß Frau Hamann – scheinbar wie damals – am Fenster und blickte – scheinbar wie damals – in den Garten hinunter. Als sie mich sah, hatte ich den Eindruck, dass sie auf mich gewartet hatte. Ich erkannte sie wieder – dachte

ich. Mir war nicht aufgefallen, dass die Narbe nicht da war. Es gab so viel zu regeln – und Frau Hamanns Geschichten, die sie mit so viel Wärme und Offenheit erzählte, ließen mich keinen Moment lang zweifeln, im richtigen Zimmer zu sein.

Noch immer in der Verwaltung stehend, war ich innerlich hin- und hergerissen zwischen Lachen und Weinen. In all den Gesprächen hatte ich die Verwechslung nie bemerkt.

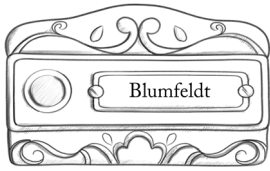
Ich war verwirrt, ein wenig beschämt und zugleich tief berührt. Ein Name stand für zwei Leben und zwei Geschichten. Mit so einem Zufall hätte wohl niemand gerechnet. Dieser Umstand half mir im Umgang mit dem Gefühl, mich für das vermeintlich „falsche“ Gesicht entschieden zu haben. Vielleicht gibt es nicht immer ein Richtig oder Falsch – manchmal gibt es nur diese Begegnungen, die einfach geschehen und Spuren in uns hinterlassen.

Ich denke oft an die Gespräche mit Frau Hamann. An ihre Stimme, an ihr Lächeln und ihre leuchtenden Augen, wenn sie von früher erzählte. Und an die fehlende Narbe auf der Stirn. Sie war nicht der Mensch, dessen Akte ich verwaltet hatte – aber sie war ein Mensch, dem ich begegnet bin. Und das zählt.

Keinen einzigen Besuch bei ihr möchte ich missen. Aber ich war ein wenig traurig, dass ich nicht auch die andere Paula Hamann, deren Akte in meinem Schrank stand, näher kennengelernt hatte.

Nun, dafür war es ja noch nicht zu spät: Denn verstorben war die Paula Hamann, die ich immer wieder besucht hatte. Die Paula Hamann, deren Angelegenheiten ich in all den Jahren geregelt hatte, lebte noch.

Was für ein Glück in all dem Durcheinander: Aus einem Irrtum wurden zwei Begegnungen, die mir noch lange im Herzen bleiben.



Clara

Heute fahre ich zu Clara, einer jungen Frau, die ich seit einiger Zeit betreue. Sie ist gerade neunzehn geworden, doch das Leben hat sie früher altern lassen.

Clara Blumfeldt lebt mit ihrer Großmutter in einem schmalen Reihenhaus im Süden Frankfurts. Ihre Eltern leben getrennt – der Vater mit seiner neuen Familie in Frankreich, die Mutter mit ihrem Partner und zwei Hunden im Westen der Stadt.

Clara ist groß und hat braune Augen, die sanft und wachsam in die Welt blicken. Ihr langes Haar trägt sie meist geflochten oder hochgesteckt, was wie eine Ordnung in diesem Leben wirkt, das völlig aus den Fugen geraten ist. Wenn sie lächelt, strahlen ihre Augen – müde, aber hell.

Clara ist krank, sehr krank.

Als ich sie zum ersten Mal traf, wog sie knapp siebenundzwanzig Kilogramm. Ein bisschen mehr als mein Sohn mit sechs Jahren. Diese Zahl hat sich in mein Gedächtnis gebrannt – nicht als Körpermaß, sondern als Maß für das Unfassbare.

Auch heute noch stehen ihre Wangenknochen hervor und ihre Augen wirken übergroß in dem schmalen Gesicht. Clara leidet an einer schweren Form der Anorexia nervosa<sup>12</sup> – einer Krankheit, die nicht nur den Körper verzehrt, sondern auch die Seele. Clara hat Ängste, weiß, was Zwänge sind, und kennt die

---

12 Anorexie/Anorexia nervosa (Magersucht): eine Essstörung, bei der Betroffene ein starkes Untergewicht anstreben und ihr Körperbild meist verzerrt wahrnehmen (Körperschemastörung), sodass der eigene Körper trotz des Untergewichts als zu dick empfunden wird.

zerstörerische Macht einer Sucht, die nicht nach mehr verlangt, sondern nach weniger: Sie ist magersüchtig.

Würde man sie fragen, was körperliche und seelische Gewalt bedeuten, könnte sie vermutlich stundenlang erzählen – von dem, was sie erlebt und überlebt hat.

Alle drei Wochen besuche ich Clara zu Hause. Sie wartet jedes Mal auf mich, im Sommer wie im Winter. An der Hauswand steht eine Holzbank, dort sitzt Clara und hat ihren Blick auf das Tor gerichtet, die Straße davor fest im Blick.

Heute ist ein warmer Julitag, die Sonne brennt. Als ich Clara auf der Bank sitzen sehe, fällt mir auf, wie klein sie wirkt. Wie zerbrechlich. Wie ein Schatten ihrer selbst, der sich in der Sonne wärmt.

Der Kloß in meinem Hals ist mein treuer Begleiter, wenn ich zu ihr fahre. Ich schlucke ihn auch heute hinunter – so, wie man Tränen hinunterschluckt, wenn man gerade nicht weinen darf, sondern stark und tapfer sein muss. Am liebsten würde ich sie in den Arm nehmen, behutsam in eine Decke hüllen und an einen sicheren Ort bringen – um all das ungeschehen zu machen, was sich hier so grauenvoll Bahn gebrochen hat.

Bei jedem Treffen frage ich mich aufs Neue, ob Clara noch mehr Gewicht verloren hat. Ich versuche verzweifelt, mich zu erinnern, wie ihr Gesicht vor drei Wochen aussah. Waren ihre Konturen damals noch weniger scharf? Jede kleinste Veränderung, die auf eine Gewichtsabnahme hindeutet, versetzt mir einen Stich.

Ich frage mich, ob der feine Lanugo-Flaum, der ihre Haut bedeckt – dieser zarte dunkle Haarwuchs, der sonst nur den Fötus im Mutterleib schützt –, beim letzten Mal auch schon da war. Ich habe ihn bestimmt nur übersehen. Hoffe ich.

So versuche ich mir einzureden, dass Clara nicht *noch* dünner geworden ist. Dass der Umfang meines Unterarms nicht größer

ist als ihr Oberschenkel. Dass die Adern an ihren Schläfen nicht noch stärker hervortreten.

In diesen Momenten kämpfe ich innerlich gegen die Dämonen, die von Clara Besitz ergriffen haben. Die sich in ihr eingenistet haben und sie zwingen, sich selbst zu zerstören – indem sie ihr zuflüstern, dass sie nur dann gut genug ist, wenn sie immer weniger wird. Das Ziel der Krankheit ist, dass Clara irgendwann ganz verschwindet.

Clara lächelt mich an, und für einen kurzen Augenblick wird mir warm ums Herz. Aber das Gefühl ist nicht von langer Dauer. Denn ich zucke zusammen, als ich sehe, wie sich ihre Haut beim Lächeln in feine, fast durchsichtige Falten legt – wie Seidenpapier. Die Wahrheit trifft mich mit voller Wucht: Diese Krankheit ist kein Gespenst, dessen Identität ich leugnen könnte. Sie ist real und bedroht Claras Leben mit einer Brutalität, die kaum zu ertragen ist.

An diesem Punkt begegne ich mal wieder meiner eigenen Ohnmacht. Dieser Sucht, dieser stillen Gewalt, die Clara von innen heraus zerstört, habe ich nicht viel entgegenzusetzen.

Als ich vor einem Jahr – kurz nach ihrem achtzehnten Geburtstag – die Betreuung für sie übernahm, war ich zuversichtlich, dass nun alles gut wird. Dass sie es bestimmt schafft, wieder gesund zu werden. Ich habe fest daran geglaubt, dass wir gemeinsam den Weg aus diesem Elend finden würden. Aber schon bald begann sich diese Überzeugung langsam aufzulösen – nicht plötzlich, sondern eher wie ein Haus direkt am Meer, dessen Fundament nach und nach vom Wasser unterspült wird.

Clara bittet mich auch heute hinein. Wir setzen uns ins Wohnzimmer, wo es angenehm kühl ist. Die Rollläden sind halb heruntergelassen, und das Haus wirkt wie ein schützender Mantel gegen die unerträgliche Hitze, die den Asphalt flimmern lässt.

„Wie geht es dir?“, frage ich.

„Eigentlich gut“, sagt sie – wie immer.

„Und uneigentlich?“, frage ich zurück – wie immer.

Clara schweigt – wie immer. Sie senkt den Blick und schaut auf ihre Hände. Ihre Fingerknöchel treten spitz und weiß hervor. Sie kaut auf ihrer schmalen Unterlippe, und ich sehe, wie sie mit sich und der Wahrheit ringt, die sie nicht aussprechen kann.

Ich frage sie, wie es mit dem Wiegen und dem Essen klappt. Zwei Themen, die wie eine unsichtbare Barriere zwischen uns stehen. Clara lässt sich einmal in der Woche bei ihrem Hausarzt blind wiegen. Das bedeutet, nur er sieht ihr Gewicht und sagt es ihr auch nicht – nur mir. Den Essensplan hat Clara mit ihrer Therapeutin in der Klinik erstellt. Natürlich zielt er auf eine Gewichtszunahme ab, in kleinen, fast unmerklichen Schritten.

Wir haben eine Vereinbarung: Clara hält sich an den Plan und nimmt die wöchentlichen Wiegetermine wahr, ebenso wie die Blutkontrollen alle sechs Wochen. Meine Aufgabe ist es, im Gegenzug transparent zu bleiben – auch hinsichtlich des Damoklesschwertes, das über allem schwebt: die Möglichkeit einer freiheitsentziehenden Unterbringung. Ein Begriff, der schwer wiegt – und doch immer mit am Tisch sitzt, wenn ich Clara besuche.

Wir haben das schon einmal gemeinsam durchgestanden. Damals blieb mir keine Wahl – bei knapp siebenundzwanzig Kilogramm und einem Body-Mass-Index (BMI) von gerade mal 9,3 musste ich handeln. Ich ließ Clara gegen ihren Willen mit Polizei und Rettungswagen in die Klinik bringen. Das war ein schwerer und zugleich notwendiger Schritt, der ihr das Leben gerettet hat. Ich frage mich, ob ich heute eine Wahl habe. Sie wiegt aktuell zweiunddreißig Kilogramm. Fünf mehr als damals, nur fünf.

Als Clara nach neun Monaten Klinikaufenthalt mit sechsundvierzig Kilogramm zurückkehrte, beschlossen wir gemeinsam,

dass es keinen weiteren Unterbringungsantrag ohne vorherige Ankündigung geben sollte – ich wollte ihr Vertrauen nicht noch einmal verlieren. So vereinbarten wir gemeinsam eine Grenze, die uns Orientierung geben sollte.

Während ich Clara anschaue, frage ich sie, ob sie eine Ahnung hat, was damals geschah, als ihr Leben aus der Spur geriet. Sie war dreizehn, ein Mädchen auf dem Weg in die Pubertät – mit dem Ziel, sich selbst zu finden. Stattdessen hat sie sich verloren.

„Es war ziemlich schwierig zu Hause“, sagt sie leise. „Ich hatte oft Bauchschmerzen. Irgendwann habe ich aufgehört zu essen, weil ich gehofft hab’, dass meine Eltern vielleicht endlich aufhören, sich anzuschreien, wenn sie sehen, dass ich immer weniger werde. Und außerdem, wenn ich nicht mehr dagewesen wäre, hätte ich die ständigen Streitereien auch nicht mehr mit anhören müssen.“

Sie spricht diese Worte mit ruhiger, beinahe sachlicher Stimme aus – als ginge es nicht um sie, nicht um das Mädchen, das sie einmal war und zugleich nie sein durfte.

Clara erzählt, dass sie anfangs gar nicht abnehmen wollte. Sie habe sich nie davor gefürchtet, zuzunehmen. Vielleicht, weil sie immer schon sehr schlank war. Doch irgendwann wurde ihr das Essen zu viel – wie so vieles andere. Da begann der Teufelskreis. Sie empfand es als Bedrohung, essen zu müssen. Es fühlte sich so schwer an, als bekäme sie keinen Bissen hinunter. Dann, ganz langsam, begann ihr Körper, an Gewicht zu verlieren.

Als ihren Eltern auffiel, dass Clara immer dünner wurde, suchten sie Hilfe in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Sie waren verzweifelt, denn sie waren gezwungen, mitanzusehen, wie ihre Tochter nicht nur immer mehr Gewicht, sondern auch sich selbst verlor. Nicht nur ihr Körper wurde weniger – auch ihre eigene Stimme, ihr Wille, ihr innerstes Selbst schienen zu verschwinden. Clara hörte auf, sich selbst zu vertrauen, sich

selbst zu spüren. Die Krankheit bestimmte, was richtig und erlaubt war, was Clara essen, denken, fühlen und sagen durfte.

Unzählige Tage, Wochen und Monate verbrachte Clara auf psychiatrischen Akut- und Psychosomatik-Stationen<sup>13</sup>. Meist nahm sie dort von selbst zu, weil sie sich an den Kalorienplan hielt. Sie wusste, wann sie besser nur das tat, was notwendig war, um schnellstmöglich wieder entlassen zu werden. Zu Hause nahm die Anorexie sich dann jedes Mal aufs Neue den Raum, den sie brauchte.

Zweimal musste Clara gegen ihren Willen künstlich ernährt werden, was für sie weit mehr war als ein medizinischer Eingriff. Es war eine Grenzüberschreitung, die ihr zwar das Leben gerettet, dafür aber jegliches Vertrauen in Kliniken zunichte gemacht hatte.

„Die Magensonde<sup>14</sup> war so schlimm“, sagt sie. Ihre Stimme ist ruhig, aber ich höre ihre tiefe Traurigkeit und Verzweiflung aus jedem Wort. „Mein Magen hat sich dann noch voller angefühlt als sonst. Ich wollte die Sonde nicht. Hab’ mehrfach versucht, sie rauszuziehen. Dann haben sie mich fixiert – und die Sonde wieder gelegt.“

Clara spricht über diese Dinge, als gebe sie sie zu Protokoll. Doch zwischen den Worten spüre ich ihre Ohnmacht, die Übelkeit und den Druck in ihrem Bauch – als würde ich selbst über eine Sonde ernährt. Sie fühlte sich den Ärzten ausgeliefert und erlebte einen massiven Kontrollverlust. Die Momente, in denen ihr Körper ihr nicht mehr zu gehören schien, waren noch viel schwerer zu ertragen als die Steine im Magen, sagte sie. Das glaube ich ihr sofort.

---

13 Psychosomatik-Station: eine Klinikabteilung, die körperliche und seelische Beschwerden gemeinsam behandelt.

14 Magensonde: ein dünner Schlauch, der über Nase oder Bauch in den Magen führt – meist zur künstlichen Ernährung.

Es gab eine Zeit, erinnert sich Clara, da durfte sie in der Klinik nicht mehr selbst laufen. Ihr Körper war zu schwach, jede Bewegung zu gefährlich. Sie durfte keine Kalorien mehr verbrennen. Man setzte sie tagsüber in den Rollstuhl und behielt sie im Auge.

Doch nachts hielt sie die Anspannung nicht mehr aus. Die Unruhe in ihr fand keinen anderen Ausweg, als heimlich im Zimmer Sport zu treiben, wenn alle anderen schliefen. Als das auffiel, wick Clara ins Bad aus. Nur dort war sie unbeobachtet. Und trainierte die ganze Nacht lang die Kalorien des Tages doppelt und dreifach ab. Wenn die Anorexie die Regie übernahm, schlief sie so gut wie gar nicht mehr.

Nach einer dieser Nächte war sie so erschöpft, dass ihr vormittags im Sitzen die Augen zufielen. Aber eine Anorexie duldet keine Ruhe, keine Erholung. Denn wer schläft, verbrennt keine Kalorien. Auf dem Weg zum Mittagessen brach Clara dann zusammen. Sie bekam einen Krampfanfall, verlor ihr Bewusstsein und kippte aus dem Rollstuhl. Auf der Neurologie wurde festgestellt, dass sie einen epileptischen Anfall<sup>15</sup> erlitten hatte, ausgelöst durch den massiven Schlafmangel. Ihr Körper konnte sich nicht mehr regenerieren und sendete deutliche Signale.

„Das war der Tiefpunkt“, sagt Clara. „Da hab’ ich verstanden: Wenn ich nicht esse, kommt die Sonde wieder. Und vor der hatte ich solche Angst.“

Ich sitze ihr gegenüber und höre ihr zu. Während sie spricht, wird mir klar, dass ich zwar ihre Akte, die Zahlen, die Diagnosen und die Arztberichte kenne – aber all das viel mehr ist als ein Fall, mehr als ein Krankheitsverlauf. Es ist ihr Leben. Und es ist ein Überlebensbericht.

---

<sup>15</sup> Epileptischer Anfall: eine plötzliche, unkontrollierte elektrische Entladung im Gehirn, oft verbunden mit Krampfanfällen oder Bewusstseinsverlust.

Ich frage Clara, ob sie sagen würde, dass die Krankheit ihr etwas genommen hat.

Sie schweigt lange. Ihre Stirn legt sich dabei in Falten, so, als müsste sie in ihrem Kopf nach einer Antwort suchen.

Schließlich sagt sie leise: „Ja, sie hat mir Zeit genommen. Meine Freundinnen von früher haben fast alle den Kontakt zu mir abgebrochen. Ich mache ihnen Angst. Ich hab’ viel verpasst. Während die anderen auf Partys getanzt haben, war ich in der Klinik. Auf Klassenfahrten war ich nie dabei. Das fühlt sich an, als hätte ich mich selbst auf halber Strecke verloren.“

Ihre Worte hängen schwer in der Luft, und ich spüre: Das ist nicht nur ein Rückblick, dieser Schmerz lebt noch immer in ihr.

Aus der Klinik wurde Clara jedes Mal mit „vorbildlichem Zielgewicht“ entlassen. Das klingt wie eine Beurteilung im Zeugnis: „Arbeitsverhalten sehr gut.“ Doch kaum war sie wieder zu Hause, begann das Gewicht auch schon wieder zu sinken – langsam, aber stetig. Wie Sand, der durch eine Sanduhr rinnt. Die Krankheit hat sie fest im Griff.

Clara hat Angst vor dem Völlegefühl, das sie in der Klinik nach jeder Mahlzeit überrollte. Angst vor der Übelkeit, die sie dort täglich ertragen musste. Für Clara bedeutet Essen nicht mehr Genuss, nicht mehr Nahrung, nicht mehr Leben – sondern Unwohlsein, Druck, Überforderung und Schmerz. In ihrer Wahrnehmung macht Essen sie krank. Und genau das erschwert die Heilung so sehr.

Clara sagt, besonders schlimm sei die zusätzliche hochkalorische Flüssignahrung gewesen, die sie in der Psychiatrie regelmäßig trinken musste – die sogenannte Astronautenkost, manchmal vier Flaschen hintereinander.

„Wie ein gluckernder Wackerstein im Magen fühlt sich das an“, sagt sie.

Ihre Stimme ist kaum zu hören, als sie erzählt, dass sie oder ein anderes Mädchen sich manchmal davon übergeben mussten.

„Das hat dort aber keinen interessiert. Wir mussten dann sofort die doppelte Menge nachtrinken.“

Ein Satz, der nach Strafe klingt. Und genau so, sagt sie, hat es sich angefühlt – versteckt hinter dem Begriff der medizinischen Notwendigkeit.

Clara verzieht nun das Gesicht, und ich sehe, dass ihre Hände zittern. Die Kälte kann es heute nicht sein – auch, wenn sie fast immer friert und selbst bei sommerlichen Temperaturen eine Wärmflasche bei sich trägt. Heute sind es einunddreißig Grad im Schatten – und Claras Zittern rührt von der Erinnerung an diese Zeit.

„Das war wie Folter“, sagt sie leise. Sie kämpft mit den Tränen.

Meine Spiegelneurone<sup>16</sup> lassen mich spüren, was sie meint. Wie ein Echo, das mir durch Mark und Bein geht. Kein Wunder, dass sie nicht mehr in die Klinik will.

Clara bringt mich, wie kaum jemand sonst, an die Grenzen der betreuungsrechtlichen Handlungsmaximen: Die Wünsche der betreuten Person stehen über allem. Auch dann, wenn sie irrational scheinen. Auch dann, wenn sie sich selbst damit schadet. Das darf sie – solange sie ihren Willen frei bilden kann.

Doch wenn dieser Wille nicht mehr unabhängig von der Erkrankung besteht, sondern Ausdruck der Krankheit selbst ist und zu einer konkreten Gefährdung führt, dann darf ich diesem Wunsch nicht folgen.

Deswegen stehe ich in engem Austausch mit Claras Hausarzt und ihrer Psychiaterin. Die Frage, ob Claras Anorexie per se einen Ausschluss ihrer freien Willensbildung zur Folge hat, beschäftigt uns immer wieder. Gemeinsam schätzen wir die Lage stetig neu ein – mit wachem Blick und der nötigen Vorsicht. Momentan sind wir uns einig: Wir wollen diesen Weg mit Clara ambulant

---

16 Spiegelneurone: Nervenzellen im Gehirn, die beim Beobachten oder Mitfühlen aktiviert werden – sie gelten als Grundlage für Empathie und soziales Verstehen.

weitergehen. In dem Wissen, dass es ein schmaler Grat ist, ein Drahtseilakt, bei dem jeder noch so kleine Schritt zählt.

Clara sagt, sie möchte gesund werden. In der Klinik hat sie das nie gesagt, dort hatte sie aufgegeben. Momentan hat sie ein Ziel: Sie möchte ein freiwilliges soziales Jahr im Kindergarten machen. Dieser Wunsch gibt ihr mehr Kraft, als jede stationäre Maßnahme es zurzeit könnte.

Ihr größter Wunsch ist klar: Sie möchte zu Hause bleiben, nicht noch einmal in die Klinik eingewiesen werden.

„Ich würde lieber sterben“, sagt sie, „als noch einmal dorthin zu müssen.“

Clara weiß, dass sie krank ist und zunehmen muss. Und sie weiß: Die Krankheit sitzt in ihrem Kopf. Der Gewichtsverlust ist nur ein Symptom. Die eigentliche Zerstörung geschieht im Inneren, dort, wo niemand es sehen kann.

Ich frage sie, ob sie Emma wieder einmal gesehen hat. Emma ist Claras Nichte, sie ist gerade drei geworden, und die beiden mögen sich sehr. Wenn Clara von Emma erzählt, beginnt etwas in ihr zu leuchten, dann glänzen nicht nur ihre Augen, sondern ihr ganzes Gesicht strahlt.

Während ich Clara ansehe, frage ich mich, ob sie selbst jemals das Glück erleben wird, ein Kind zur Welt zu bringen – so wie ihre Schwester mit Emma. Niemand weiß es. Clara hat ihre Periode nie bekommen. Nicht ein einziges Mal. Die Anorexie hält sie fest und tut alles dafür, dass Clara ein Kind bleibt und nicht erwachsen wird.

Der Anblick dieses zerbrechlichen Mädchens, das in dem viel zu großen Wollpullover und der viel zu weiten Jogginghose zu versinken droht, schnürt mir auch heute die Kehle zu. Ich spüre wieder den Kloß in meinem Hals, er wird immer größer.

Mir fällt wieder einmal auf, wie schwer Claras Augenlider sind. Immer wieder senken sie sich langsam – als hätte Clara nächte-

lang nicht geschlafen und könnte die Augen kaum offenhalten. Die Ärzte in der Klinik haben mir erklärt, dass ihre Leber sich so bemerkbar macht. Seit Jahren sind ihre Leberwerte erhöht, als stille Folge der Anorexie. Trotzdem erstaunt es mich, dass ihr Körper sonst keine internistischen Auffälligkeiten zeigt. Als würde er es nicht zulassen, dass Clara verschwindet.

Sollte sich bei einer der regelmäßigen Kontrolluntersuchungen zeigen, dass ihre Werte nicht in Ordnung sind, hat Clara mir versichert, freiwillig in die Klinik zu gehen. Und ich möchte ihr glauben, vertraue ihr.

Wie groß die Ängste sind, die sie jeden Tag aushalten muss, kann ich nur zu einem Bruchteil erahnen. Aber mir reicht diese Ahnung, um zu verstehen, warum Essstörungen zu den schwersten psychischen Erkrankungen zählen.

Ich sehe, dass Clara angespannt ist. Vermutlich mag die Anorexie es gar nicht, wenn Clara mit mir spricht.

Angst führt dazu, dass wir versuchen, Situationen, die wir fürchten, zu vermeiden. Doch wenn Clara ihrer Angst nachgibt und es vermeidet, zu essen, wird sie sterben.

Mittlerweile ist es auch nicht mehr das Nicht-essen-Wollen, das Claras Leben bedroht. Es ist das Nicht-essen-Können. Genau das verleiht ihrer Erkrankung diese unglaubliche Tragik.

Ich habe als rechtliche Betreuerin die Möglichkeit, Clara freiheitsentziehend unterbringen zu lassen – wenn das Betreuungsgericht zustimmt. Dann dürfte ich sie erneut mit Polizeigewalt in eine Klinik bringen lassen.

Aber in welche Klinik überhaupt? Die meisten psychiatrischen Einrichtungen nehmen bei einem BMI unter dreizehn nicht mehr auf, wenn sie keine intensivmedizinische Behandlung gewährleisten können. Claras BMI liegt aktuell bei 11,1.

Ihre Psychiaterin spricht von einem „Suizid auf Raten“. Dennoch hält auch sie es nicht für zielführend, Clara immer

wieder zwangsweise unterbringen zu lassen. Solange Clara stabil ist, darf sie also zu Hause bleiben.

Nach und nach beginnt sie, Hilfe zuzulassen – vorsichtig, tastend, in kleinen Schritten. Sie vertraut mir mehr als noch vor einem Jahr, und sie beginnt zu sprechen – über das, was vor der Anorexie war. Es ist noch kein sicherer Weg, aber vielleicht ein schmaler Trampelpfad, den Clara sich gerade erarbeitet.

Ihr Gewicht steigt – kaum merklich, aber es steigt. Für mich ist es ein zarter Hoffnungsschimmer, der sich gegen die Macht der Krankheit stemmt. Trotzdem: Bei einer so schweren Erkrankung liegt das Risiko wie ein Schatten über jedem Tag. Ihr Herz kann jederzeit aufhören, zu schlagen, ihre Organe können versagen, der Hirnstoffwechsel kann kollabieren. Ihr Körper lebt auf sehr dünnem Eis.

Clara kennt die Risiken, und sie weiß um die Nähe zum Abgrund. Dennoch hat sie sich entschieden, diesen Weg so zu gehen. Ich habe nicht den Eindruck, dass sie diese Entscheidung aus Trotz oder aus der Magersucht heraus trifft – sondern aus einem tiefen, stillen Willen, selbst zu bestimmen. Nach allem, was sie bislang erlebt hat.

Nach unserem heutigen Gespräch begleitet sie mich wieder zur Tür. Den Weg zum Gartentor gehe ich allein. Clara hat sich auf die Bank gesetzt und sieht mir nach.

Als ich mich noch einmal zu ihr umdrehe, winkt sie – oder besser gesagt: Ihre Hand winkt. Ihr Arm ist zu schwach, als dass sie ihn heben könnte.

In Claras Betreuung spüre auch ich immer wieder Angst. Es ist die stille, lähmende Angst, dass es kein Wiedersehen mehr geben könnte.

So sehr ich gelernt habe, mich professionell abzugrenzen, um klar zu bleiben und helfen zu können, so sehr weiß ich auch:

Wenn Clara diesen Kampf verliert, wird meine Welt für einen Moment stillstehen. Nicht nur beruflich, auch menschlich.

Clara könnte meine Tochter sein. Es ist etwas anderes, wenn ein junger Mensch so schwer erkrankt. Wenn jemand alt ist, vielleicht schon ein wenig müde von seinem langen Weg, dann fällt es manchmal leichter, zu akzeptieren, dass dieser Weg sich dem Ende neigt. Aber Clara ist jung. Ihr Weg beginnt gerade erst. Genau das macht den Gedanken an ihr Verschwinden so schwer.

Als ich auf dem Heimweg über eine der großen Mainbrücken fahre, begleiten mich die Gedanken an Clara noch immer. Die letzten Sonnenstrahlen tauchen den breiten Fluss in ein sanftes Licht, und die Lebendigkeit der Stadt liegt unter dem stillen Schleier der Ungewissheit, wie es mit Clara wohl weitergehen wird.

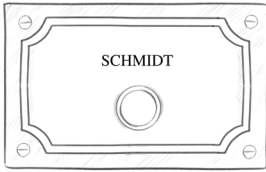
Es ist tatsächlich so: Ich weiß es nicht.

Und auch das gehört dazu als Betreuerin. Nicht zu wissen, ob ich alles getan habe, was in meiner Macht steht. Bei Clara ist es nicht nur diese – zugegebenermaßen schon ausreichend komplizierte – Frage. Vielmehr bin ich oftmals in einem inneren Dialog mit mir selbst: Ist es in Ordnung, was ich da tue? Müsste sie nicht doch wieder in die Klinik? Wäre das der richtige Weg für sie? Oder käme es darauf nicht an, wenn sie nur überleben würde – körperlich? Aber wie sollte ich ihr Vertrauen halten, wenn ich sie gegen ihren Willen unterbringen lassen würde?

Es fühlt sich an, als könne ich es gerade nicht richtig machen.

Ich weiß nicht, wohin dieser Weg führen wird. Aber ich weiß, dass ich ihn mit Clara gehen will, Schritt für Schritt, solange sie mich lässt.

Ich weiß auch nicht, ob ich alles richtig mache. Aber ich weiß, dass ich Clara sehe – nicht nur ihre Krankheit, sondern sie als Mensch. Vielleicht beginnt Heilung genau dort.



## Ein Haus am Ende des Weges

Als ich Frau Schmidt zum ersten Mal in ihrer kleinen Wohnung besuchte, war es, als betrete ich eine andere Welt – ein Reich aus Erinnerungen, Gegenständen und Geschichten. Schon im Flur türmten sich Kartons, Taschen und Dosen, als wollten sie den Weg ins Innere versperren.

In jedem Zimmer stapelten sich Vorräte, Kleidung, Zeitschriften, Statuen und Schmuckstücke aus Südafrika. Das Bett war überladen mit Dingen, die Frau Schmidt nicht weggeben konnte. Schlafen war dort schon lange nicht mehr möglich. Stattdessen hatte sie sich auf einer alten Couch im Wohnzimmer eingerichtet, dicht an dicht mit ihrer Katze Kiko, ihrer Weggefährtin.

Es war ein liebevolles Chaos, das eine tiefe Sehnsucht nach Sicherheit in sich trug. Margit Schmidt war ein Kind der Nachkriegszeit, aufgewachsen mit Entbehrung und Verlust. Dinge wegwerfen – das war unmöglich. Jedes Stück war eine Erinnerung und vielleicht irgendwann noch einmal nützlich.

Inmitten dieser Fülle begrüßte sie mich mit einem Lächeln. Es war kurz vor Weihnachten – draußen fielen Schneeflocken –, und sie erzählte von Südafrika, von der Liebe, die sie dorthin geführt hatte, und von ihrem Sohn, den sie dort geboren hatte. Ihre Stimme wurde weich, wenn sie von ihrer Farm sprach, von dem wohltuenden Klima, der atemberaubenden Landschaft, den Menschen dort, ihren Freunden. Ich konnte spüren, wie sehr ihr Herz noch immer dort war – in einem Land, so fern, und doch für sie ganz nah.

Trotz der Enge und des Durcheinanders bestand sie darauf, ihren Alltag weiterhin selbst zu regeln. Es war ihr Reich – unübersichtlich vielleicht, aber vertraut. In dieser Wohnung hatte auch ihr Mann noch bis zu seinem Tod mit ihr gewohnt. Ich hoffte, dass sie selbst auch noch eine Weile dortbleiben könnte. Inmitten all der Dinge, die ihr Halt gaben. Seite an Seite mit Kiko.

Doch das Leben hatte andere Pläne.

Eines Tages rief ihr Sohn an, und seine Stimme klang nach großer Not. Er hatte Sorge, seine Mutter könnte den Alltag zu Hause allein nicht mehr bewältigen. Ich spürte seine Angst, und ich wusste, wie sehr Frau Schmidt an ihrem Zuhause hing. In solchen Momenten versuche ich, nicht zu drängen. Manchmal brauchen Menschen Zeit, um selbst zu spüren, was für sie richtig ist.

Doch dann kam der Tag, an dem sie stürzte und ins Krankenhaus musste. Von da an geriet alles ins Wanken. Ich organisierte einen Pflegedienst, der sie zu Hause unterstützte. Doch die Abstände zwischen Wohnung und Klinik wurden immer kürzer. Weitere Stürze und Infekte folgten. Ihr Sohn war zunehmend verzweifelt, und ich spürte seine Belastung, die Angst um seine Mutter und das Gefühl, nicht genug tun zu können. Die Ohnmacht lag wie eine schwere Decke über der ganzen Situation.

Anfang März meldete sich Frau Schmidt telefonisch bei mir. Mit ruhiger und klarer Stimme bat sie mich, einen Platz in einem Pflegeheim für sie zu organisieren. Sie wusste bereits, wohin sie wollte. Dieser Anruf hat mich tief berührt. Es war kein Aufgeben, sondern ein Akt der Selbstbestimmung. Ihre Stärke war nicht das Festhalten, sondern das Loslassen. Sie hatte den Moment gewählt, der für sie richtig war – entschlossen und würdevoll. Ja, oft sind es diese stillen, kraftvollen Augenblicke, in denen ein Mensch erkennt, dass ein neuer Abschnitt beginnt – und ihn annimmt.

Wir hatten Glück und erhielten kurzfristig die Zusage für ihren Wunschplatz. Frau Schmidt wurde direkt vom Krankenhaus dorthin verlegt. Nur Kiko durfte nicht mit. Schweren Herzens gab sie ihre Katze zu Verwandten. Zehn Jahre zuvor hatte sie Kiko aus dem Tierheim geholt, kurz nach dem Tod ihres Mannes. Seitdem waren die beiden ein eingespieltes Team gewesen. Kiko war für sie Trost, Gesellschaft und Halt. Ihre Katze abzugeben, war für Frau Schmidt, als dürfte sie einen Teil von sich selbst nicht mit ins Pflegeheim nehmen.

Ich hatte gehofft, sie würde sich in der neuen Umgebung einleben. Doch als ich sie wenige Tage später besuchte, traf mich ihr Anblick unerwartet, und ich spürte einen Schmerz, der sich nicht ganz greifen ließ. Frau Schmidt saß auf dem Bett, das Gesicht gezeichnet von einem weiteren Sturz, die Augen müde, der Blick ins Leere gerichtet. Immer wieder schlief sie mitten im Gespräch ein. Das Zimmer war hell, aber fremd – ein Doppelzimmer, durch einen Paravent geteilt. Auf der anderen Seite lag eine schwer demente Frau. Man hörte ihr leises Stöhnen, das angestrengte Atmen, manchmal auch das Aussetzen des Atems für einige Sekunden.

So paradox es klingt: Diese Geräusche füllten den Raum mit einer hartnäckigen Stille, die sich nicht vertreiben ließ. Hier erinnerte nichts an das liebevolle Chaos ihrer Wohnung und an die Wärme, die dort zwischen all den Dingen lebte. Es war, als hätte das Leben einen Schleier aus Müdigkeit und Abschied über Frau Schmidt gelegt.

Eine Woche später traf ich ihren Sohn. Er wollte in der Wohnung nach Erinnerungen suchen, die bleiben sollten – Dinge, die etwas von ihr bewahrten: ihr Ehering, zwei Bilder. Und er wollte sich verabschieden, von der Wohnung seiner Mutter, seiner Eltern. Während wir durch die überfüllten Räume gingen, hatte ich den Eindruck, dass er sich für die Unordnung seiner

Mutter schämte. Er erzählte von früher und wie sie sich verändert hatte. Seine Worte tasteten sich durch die Räume, suchten nach Verständnis und nach Halt inmitten all der Überforderung. Ich sah, wie sehr er mit sich kämpfte, und mich überkam eine Welle aus Mitgefühl und Schmerz. In diesem Gespräch waren wir verbunden durch die Sorge um seine Mutter – und das Wissen, dass sich etwas unwiderruflich veränderte.

Er erzählte mir, dass sie in den letzten Tagen oft sagte, ihr verstorbener Mann sitze bei ihr am Bett. Das überraschte mich nicht. Denn ich musste an ein Buch denken, das ich gerade las: „Zwischen den Welten: Was ich als Hospizschwester über die Grenze zwischen Leben und Tod gelernt habe“ von Hadley Vlahos. Darin beschreibt die Autorin zwölf unvergessliche Erlebnisse mit Sterbenden. Immer wieder berichten sterbende Menschen von Begegnungen mit geliebten Verstorbenen, die sie besuchen, um sie auf ihrem letzten Weg zu begleiten.

Ich erzählte ihm davon, ganz behutsam. Er hörte zu, und dann standen wir für einen Moment einfach nur da – im Wohnzimmer der Mutter, verbunden durch eine geteilte Stille, in der Worte überflüssig waren. Es war ein Moment des Verstehens, an den ich heute noch oft zurückdenke.

Beim nächsten Besuch erkannte Frau Schmidt mich wieder. Ich war überrascht – nach unserem letzten Gespräch hatte ich nicht damit gerechnet. Sie lächelte und streichelte mit zittriger Hand über meine Wange – eine Geste, die mich tief berührte. Ich nahm ihre Hand in meine, hielt sie sanft und strich mit meinen Fingern vorsichtig über ihre Haut. Ich spürte, wie viel Vertrauen in diesem kurzen Augenblick lag – und wie viel Nähe.

Sie konnte keine Entscheidungen mehr treffen und bat mich, für sie zu sorgen. Diese Bitte war leise, aber sie bedeutete viel.

„Ich will den Löffel noch nicht abgeben“, sagte sie lächelnd mit einem Augenzwinkern. Ich erwiderte ihr Lächeln – nicht,

weil mir nach Lachen zumute war, sondern weil ihr Humor etwas Tröstliches hatte. Er zeigte mir, dass sie keine Angst vor dem Tod hatte. Das war beruhigend.

Ich erinnere mich noch genau an den Morgen, als der Anruf kam. Ich war im Büro und unterhielt mich gerade mit meiner Mitarbeiterin, da tauchte plötzlich die Nummer der Klinik auf meinem Handy auf. „Hoffentlich nicht wegen Frau Schmidt“, sagte ich noch – und dann hörte ich auch schon die Stimme des Notarztes.

Sie hatte Atemnot – im Rettungswagen kam es dann zu einem Herzstillstand. Als der Arzt anrief, dauerte die Reanimation<sup>17</sup> bereits zwanzig Minuten an. Er wollte von mir als Betreuerin wissen, ob sie weitermachen sollten.

Ich verwies auf ihre Patientenverfügung, die zwar viele Jahre alt, aber in ihrer Formulierung eindeutig war: Frau Schmidt wünschte sich keine Wiederbelebensmaßnahmen. Und ich hatte zugleich ihren Satz im Ohr: „Ich will den Löffel noch nicht abgeben.“

Es war ein schwerer Moment, denn ich konnte nicht einfach sagen: „Hören Sie ruhig auf.“ Also erzählte ich dem Arzt von diesem Satz. Gleichzeitig wusste ich, dass ihr Gehirn nach so langer Zeit ohne Sauerstoff mit hoher Wahrscheinlichkeit Schaden genommen hatte. Ich fragte mich: Reicht dieser eine Satz aus, um weiterzumachen? Für ein Leben, das sie sich so nicht gewünscht hätte?

Der Arzt sagte, er melde sich wieder bei mir.

In meiner Brust schlugen minutenlang zwei Herzen. Das eine hoffte, der Arzt würde anrufen und sagen: „Sie ist wieder da, es wird nichts zurückbleiben.“ Das andere war erleichtert, als der Anruf kam und sie nach vierzig Minuten die Reanimation

---

17 Reanimation: Wiederbelebensmaßnahmen bei Herz-Kreislauf-Stillstand, z. B. durch Herzdruckmassage und Beatmung.

beendet hatten. So blieb ihr zumindest ein Zustand erspart, der kaum mit dem vereinbar gewesen wäre, was sie sich für den Rest ihres Lebens gewünscht hätte. Ich musste nicht entscheiden, ob ich der alten Patientenverfügung Geltung verschaffen sollte – entgegen ihrem Wunsch aus der letzten Woche.

Und trotzdem: Als ich realisierte, dass sie es nicht geschafft hatte, war es in meinem Büro erst einmal um einiges stiller als sonst. Es fühlte sich an, als hätte das Leben für einen Herzschlag ausgesetzt. Meine Mitarbeiterin und ich schauten uns an und schwiegen für eine ganze Weile. Sie kannte Frau Schmidt vom Telefon, hatte sich oft lange mit ihr unterhalten. Und auch wenn der Tod Teil unserer Arbeit ist und wir ihm immer wieder begegnen – er trifft uns jedes Mal auf besondere Weise.

Zwei Tage später erzählte mir ihr Sohn, dass er am Abend vor ihrem Tod noch mit seiner Mutter telefoniert hatte. „Dein Vater baut ein Haus für mich. Bald ist es fertig. Dann kann ich dort einziehen“, habe sie gesagt.

Ich stellte mir dieses Haus vor – irgendwo zwischen Südafrika und Deutschland, zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ein Ort voller Licht und Wärme.

Wenn ich auf diese und viele andere Begegnungen zurückblicke, wird mir ein ums andere Mal bewusst, wie viel die menschliche Seite in der Betreuungsarbeit ausmacht. Es ist oft die Beziehung, die es überhaupt erst ermöglicht, dass ein Mensch eine eigene Entscheidung trifft.

Daher bin ich überzeugt: Wir verwalten nicht nur Akten – wir begleiten Lebenswege. Mit einer menschlichen Haltung kann Betreuung mehr sein als ein Beruf, als eine Pflicht. Sie kann Begegnung sein.

Beim Abschied sagte Frau Schmidts Sohn, er sei überrascht gewesen, mit wie viel Empathie und menschlicher Wärme ich seine Mutter und ihn in den letzten Monaten begleitet habe.

Damit habe er nicht gerechnet, als er schweren Herzens eine Betreuung für sie angeregt hatte. Tränen der Rührung stiegen in mir auf. Nicht, weil seine Worte mir galten – sondern weil sie für mich etwas bedeuten: Das Menschliche in den Mittelpunkt zu stellen, wenn es darauf ankommt – das ist der Weg, den ich auch weiterhin gehen möchte. Vielleicht ist es nicht der einzige Weg. Aber es ist *mein* Weg.

Frau Schmidts Sohn hat mir erlaubt, ihre Geschichte zu erzählen. Und es fühlt sich richtig an.

Am Ende bleibt in mir ein Bild zurück: von einem Haus mit offenen Fenstern, durch die ein sanfter Wind weht. Die Tür zur Veranda ist leicht geöffnet, davor liegen weite Felder. Auf einem Sessel liegt eine Decke bereit, in die sich Frau Schmidts Katze Kiko einkuscheln kann, wenn sie irgendwann bei ihr einzieht. Es ist ein Haus zwischen den Welten, ein Haus aus Erinnerungen und Liebe. Ein Zuhause.



## Flurstücke

Meine erste Betreute war Frau Lenz. Mit ihr begegnete ich einer Frau, deren Leben sich von einem Moment auf den nächsten radikal verändert hatte. Sie war siebzig Jahre alt, als ich für sie zur rechtlichen Betreuerin bestellt wurde. Seit einem schweren Unfall lebte sie in einem Pflegeheim in der Frankfurter Innenstadt. Ihr Körper war gefangen – tagsüber in einem Spezialrollstuhl mit Stecktisch<sup>18</sup>, nachts im Bett mit hochgezogenem Gitter. Ihre Sprache war schwer verständlich, die Worte kamen oft nur langsam – so, als müssten sie erst wie ein Puzzle im Kopf zusammengesetzt werden, bevor Frau Lenz sie aussprechen konnte. Ihr Geist wirkte wie ein Labyrinth aus Lücken und bruchstückhaften Erinnerungen, überlagert von einem dunklen Schatten, der die entscheidenden Momente ihres Lebens verborgen hielt.

Anneliese Lenz hatte nach einem schweren Schädel-Hirn-Trauma<sup>19</sup> mit anschließendem Hirninfarkt<sup>20</sup> eine retrograde Amnesie<sup>21</sup> erlitten. Die Zeit unmittelbar vor dem Unfall war in ihrer Erinnerung wie ausgelöscht.

Wenn ich das Pflegeheim betrat, wurde der Weg zu ihrem Zimmer jedes Mal zu einem stillen Übergang von der Welt

---

18 Stecktisch: eine Vorrichtung, die vorne am Rollstuhl befestigt wird und als freiheitsentziehende Maßnahme unter anderem dazu dient, das Aufstehen oder Herausfallen zu verhindern.

19 Schädel-Hirn-Trauma: eine Verletzung des Gehirns durch äußere Gewalteinwirkung, z. B. nach einem Sturz oder Unfall.

20 Hirninfarkt: ein Schlaganfall, bei dem ein Blutgefäß im Gehirn verstopft ist – mit möglichen Ausfällen von Sprache, Bewegung und Gedächtnis.

21 Retrograde Amnesie: ein Gedächtnisverlust, bei dem die Erinnerungen an die Zeit vor einem Ereignis (z. B. einem Unfall) fehlen.

draußen in eine andere Welt: vorbei an der Rezeption mit den Desinfektionsmittel-Spendern, durch den langen Flur, zum Fahrstuhl, hinauf in den zweiten Stock. Der Geruch von Linoleum, Reinigungsmitteln und Mittagessen lag in der Luft. Ich orientierte mich am Handlauf an der Wand, der sich durch den gesamten Wohnbereich zog – eine durchgehende Linie, der ich einfach nur folgen musste, bis ich irgendwann vor Frau Lenz' Zimmertür stand. Manchmal kam mir eine Bewohnerin entgegen. Sie machte vier Schritte, dann hielt sie sich fest und machte eine Pause. Dann wieder vier Schritte. Festhalten. Pause. Der Handlauf dient in dieser Welt, die sich so sehr von der draußen unterscheidet, als Stütze. Ein schmaler Halt in einem Alltag, der oft nur aus kleinen Schritten und langen Pausen besteht.

Das Zimmer von Frau Lenz lag am Ende des langen Flurs, der wie ein Rundgang durch den Wohnbereich führte. Ich kam an vielen Türen vorbei. Manche waren geschlossen, andere einen Spalt geöffnet. Manchmal, wenn ich hineinsah, begegnete mir ein Blick – flüchtig, fragend und müde. Ich stellte mir vor, wer dort lebte. Welche Geschichten sich hinter diesen Türen verbargen.

Der Weg über die Flure eines Pflegeheims bringt mich immer wieder in Berührung mit der Endlichkeit unseres Lebens. Es sind – zumindest innerlich – stille Momente, wenn ich an den Türen vorbeigehe, hinter denen das Leben besonders zerbrechlich ist. Es sind nicht nur Räume, die ich sehe – es sind Lebensräume, gefüllt mit Erinnerungen, Verlusten und Sehnsüchten. Fragmente von Biografien haben hier ihr letztes Zuhause. Manchmal frage ich mich, welche Erinnerungen hinter diesen Türen wohnen. Und welche fehlen.

Aus einigen Zimmern klingt Musik, aus anderen ein leises Stöhnen oder Wimmern. In manche Zimmer fallen Sonnenstrahlen durchs Fenster, andere sind abgedunkelt.

Wenn ich dann das Zimmer erreiche, in dem ein von mir betreuter Mensch wohnt, wenn ich leise anklopfe und die Tür vorsichtig öffne, lege ich all diese Gedanken zur Seite – um sie auf dem Rückweg wieder aufzunehmen.

Ich betrete nicht nur einen Raum, sondern ein Stück Leben. Manchmal riecht es nach Lavendel, manchmal nach Desinfektionsmittel, manchmal nach ungelüftetem Alltag – und manchmal nach nichts.

Hier läuft ein Fernseher, dort spielt ein Radio Schlager, anderswo ist es still – nur das Rascheln von Bettwäsche oder ein tiefer Atemzug durchbricht die Ruhe.

Auf den Nachttischen stehen Fotos, halb leere oder halb volle Tassen, Joghurtbecher, manchmal liegen dort ein paar Schokoladeneier – auch im November. Von Enkelkindern gemalte Kunstwerke zieren die Wände, ein Kreuz hängt über dem Bett, Stofftiere und Puppen sitzen im Regal oder auf dem Bett.

Die Menschen haben sich vielleicht ein kleines Stück Zuhause mitgebracht: einen alten Sessel, einen antiken Sekretär oder eine Kommode mit Erinnerungen.

Manchmal steht neben dem Bett auch ein Infusionsständer mit Flüssignahrung. Oder im Bett nebenan liegt ein sterbender Mensch.

Und ich spüre, hier wohnt jemand.

Ich setze mich meistens auf einen Stuhl am Bett. Während ich zuhöre oder einfach nur schweigend dasitze, nehme ich alles um mich herum auf: die Raumtemperatur, die Atmosphäre, das Gesagte und das, was unausgesprochen bleibt.

Frau Lenz erzählte oft von früher. Von den Kindern, ihrer gescheiterten Ehe und auch von späteren Begegnungen mit Männern. Manchmal freute sie sich über die TV-Fernbedienung in ihrer linken Hand, weil sie überzeugt war, damit im Internet frischen Fisch von der Nordsee bestellen zu können, der ihr

dann geliefert würde. Sie war eine Frau mit Lebenswillen – und mit einer Herzlichkeit, die den Raum erfüllte.

Es gab Tage, da summt sie leise, fast unhörbar, alte Schlager vor sich hin. Ich erkannte die Melodien oft nicht, aber das war nicht schlimm. Denn es schien, als tröstete die Musik etwas in ihr – wie ein inneres Lied, das sie durch die Monotonie des Tages trug. Das war alles, was zählte.

Ich mochte sie sehr – und fühlte mich ihr auf eine stille Weise verbunden. Vielleicht, weil sie trotz des Schmerzes, den sie täglich in sich trug, so warmherzig war. Vielleicht, weil sie so viel verloren hatte und dennoch nie verbittert wirkte. Vielleicht auch, weil sie mich an etwas erinnerte, das ich nur schwer benennen konnte – es war wie eine innere Stärke, die sich nicht aufdrängte und trotzdem spürbar war.

An der Wand neben ihrem Bett hingen Fotos ihrer drei Kinder: Zwei Töchter und einen Sohn hatte sie. Ihre ältere Tochter Annika sei bei einem Autounfall ums Leben gekommen, erzählte sie mir. Kurz, nachdem sie selbst ins Pflegeheim gekommen war.

Fortan begleitete mich dieser traurige Schicksalsschlag in Gedanken, wenn ich Frau Lenz besuchte. Doch erst ihre jüngere Tochter Tanja öffnete mir eines Tages die Augen für eine Wahrheit, die weit darüber hinausging und die kaum zu ertragen war. Tanja war Altenpflegerin und hatte nach dem Unfall ihrer Mutter eine Stelle im selben Heim angenommen, um ihr so nah wie möglich sein zu können. Nach Feierabend saß sie oft noch lange bei ihr, hielt ihre Hand, strich ihr über das Haar und küsste sie zum Abschied auf die Stirn. Ihre Nähe war zärtlich, ja, fast kindlich und gleichzeitig von tiefer Reife.

Ich erinnere mich an diesen Nachmittag im Herbst, der vieles veränderte. Tanja machte gerade eine Pause, und ich saß mit ihr im Aufenthaltsraum, um mit ihr die Belege durchzuschauen, die sie mir mitgebracht hatte. Sie hatte Kleidung für ihre Mutter

eingekauft, und ich wollte wissen, was ich ihr von Frau Lenz' Konto dafür überweisen sollte. Die herbstlichen Sonnenstrahlen tauchten den Raum in ein goldenes Licht, während draußen die Bäume ihre Blätter verloren.

Tanja hielt ihre Kaffeetasse mit beiden Händen umschlossen, fast so, als suche sie Halt in der Wärme – einen Schutz vor der Erinnerung, die sie mit mir teilen wollte. Mit brüchiger Stimme erzählte sie mir vom siebzigsten Geburtstag ihrer Mutter, wenige Monate zuvor. Ihr Bruder Bernd war in Feierlaune – und wollte unbedingt ein Autorennen mit seiner Mutter fahren. Er in seinem, sie in ihrem Wagen. Annika wollte unbedingt mitfahren und stieg auf den Beifahrersitz ihrer Mutter. Es sollte ein Spiel sein, ein Wettrennen. Doch dann: In einem Moment des Übermuts überholte Frau Lenz ihren Sohn – und sah den Lkw auf der Gegenfahrbahn erst viel zu spät.

Es war der Augenblick, in dem auch Tanjas Welt stillstand – und danach nie wieder dieselbe war. Die Mutter überlebte schwer verletzt. Annika starb wenige Tage später an den Folgen des Unfalls. Bernd blieb körperlich unversehrt, doch auch er trug fortan die emotionale Last des Geschehens. Die Mutter aber konnte sich an nichts erinnern. Weder an das Rennen noch an den Unfall – und auch nicht an den Tod ihrer Tochter Annika. Alle Erinnerungen waren verschwunden.

Tanja und Bernd brachten es nicht übers Herz, ihr die Wahrheit zu sagen. Aus Liebe, aus Angst und aus Schutz. Stattdessen erzählten sie ihr, Annika sei bei einem späteren Unfall ums Leben gekommen. Und als sie mit ansehen mussten, dass ihre Mutter den Schmerz über diesen Verlust kaum ertrug, wussten sie, dass sie ihr Geheimnis für immer bewahren mussten.

Ich saß da, hörte Tanjas Worten zu und spürte, wie sich mein Herz zusammengog. Die Schwere dieser Worte, das Gewicht dieser Wahrheit und die stille Trauer, die in jedem von Tanjas

Sätzen mitschwang, waren kaum zu begreifen. Mir stiegen Tränen in die Augen, und wir teilten diesen Moment des Schmerzes miteinander.

Seit diesem Augenblick sah ich Frau Lenz mit anderen Augen, wenn sie mir zulächelte und die Fernbedienung in ihrer Hand drehte. Innerhalb von Sekunden wurde mir die Zerbrechlichkeit unseres Daseins bewusst. Sie lebte in einer Welt, in der das Schrecklichste nicht geschehen war – weil sie es nicht wissen konnte. Das, was sie wusste, war bereits schrecklich genug, um es als Mutter kaum begreifen zu können.

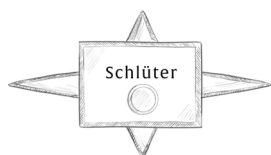
Ich fragte mich, ob ich ihr die Wahrheit sagen dürfte oder vielleicht sogar müsste. Die Antwort darauf kam ganz von selbst: Das Licht gedimmt zu halten, das Dunkel nicht zu erhellen, war Schutz für sie. Das letzte bisschen Schutz, das wir alle ihr geben konnten. Denn hätte sie erfahren, was passiert war, wäre sie daran vermutlich zerbrochen. Diese Lüge war eine echte Notlüge, ein dünnes Netz, das behutsam ihren Lebenswillen trug und sie vor etwas bewahrte, das sie nicht ertragen hätte.

So habe ich in meiner ersten Betreuung gelernt, dass Wahrheit nicht immer heilend ist. Und dass Mitgefühl auch darin bestehen kann, ein Geheimnis zu bewahren. Diese Entscheidung trage ich bis heute in mir, nicht als Schuld, sondern als leises Versprechen. Und als Erinnerung daran, dass Fürsorge manchmal auch Schweigen erfordert. Um schützen zu können, wenn Verletzung droht.

Frau Lenz lebt nicht mehr, sie ist vor sechs Jahren verstorben. Aber ich sehe sie noch immer vor meinem inneren Auge – wie sie lächelt, die Fernbedienung in der Hand, und nichts ihre Überzeugung erschüttern kann, dass sie damit ihre kleine Welt ein wenig kontrollieren kann. In mir lebt die Erinnerung an eine Frau, die nicht zerbrach, weil ihre Tochter mit stiller Liebe eine Wahrheit trug, die unaussprechlich blieb.

Ich habe seitdem viele Menschen begleitet. Aber Frau Lenz war die erste, die mir zeigte, dass Wahrheit nicht immer das höchste Gut ist und dass es manchmal mehr Mut braucht, zu schweigen als zu sprechen.

Wenn ich heute über einen dieser Flure gehe, denke ich oft zurück an die Zeit mit ihr. An die Erinnerungen, die ihr fehlten. Und daran, wie die letzten Monate ihres Lebens zu einem Flurstück des Schweigens wurden.



## Freitags um zehn

Freitagmorgen, 10:12 Uhr. Noch kein Anruf. Kein „Ich bin's nochmal“. Kein „Ich wollte nur mal fragen, ob ...“.

Nur eine Stille, die nicht geplant war. Plötzlich war da eine Lücke – klein, aber spürbar. Es war eine Lücke, die wir nicht erwartet hatten.

Freitags um zehn – das war längst mehr als ein Termin für uns. Es war ein kleines Stück Verlässlichkeit in einem oft unberechenbaren Alltag. Aber an diesem Freitag: nichts.

Sie ruft sonst immer an. Freitags, um Punkt zehn. Manchmal auch an anderen Tagen, aber freitags immer. Jedes Mal mit einer Bitte, einer Frage oder einem Vorwand. „Ich wollte nur meinen Kontostand wissen.“ Oder: „Hat die Rentenversicherung schon überwiesen?“ Und immer freundlich – mit einer Stimme, die oft kaum zu verstehen ist.

Nur diesmal nicht.

Edith Schlüter ist Anfang siebzig. Ihre Stimme erinnert an einen rauchigen Jazzclub kurz vor Feierabend: rau, warm und immer ein bisschen schräg.

Sie lebt von Sozialleistungen – „Hilfe vom Amt“, wie sie es nennt. Sie raucht viel und trinkt viel. Das tut sie nicht heimlich und auch nicht dramatisch. Einfach so, wie andere Kaffee trinken.

Ich habe ihre Betreuung vor vier Jahren übernommen. Es gibt einen Einwilligungsvorbehalt in der Vermögenssorge. So teile ich ihr Geld wöchentlich ein, damit sie nicht alles auf einmal ausgibt, wenn die Sozialhilfe am Monatsende kommt. Manchmal fühlt sich das an wie Elternschaft in umgekehrter Richtung.

Frau Schlüters Welt ist klein. Sie hat eine winzige Wohnung. Und geht zu einem Kiosk um die Ecke – hier in Hessen nennt man diese kleinen Läden „Wasserhäuschen“, obwohl kaum jemand dort Wasser kauft. Auch Frau Schlüter nicht.

Zwei, drei Leute sind es, die sie dort kennen – viel mehr nicht. Der Alkohol ist deutlich teurer als im Supermarkt, aber am Kiosk, da gehört sie irgendwie noch dazu. Dort ist sie nicht nur „die mit der Betreuerin“.

Meine Mitarbeiterinnen und ich kennen ihre Nummer längst auswendig. Wenn das Telefon klingelt, wissen wir sofort, dass sie es ist. Und doch klingt sie jedes Mal überrascht, wenn jemand von uns ans Telefon geht, freitags um zehn. So, als hätte sie nicht wirklich damit gerechnet, uns zu erreichen – obwohl sie diejenige ist, die anruft.

Manchmal hat sie eine Frage, manchmal möchte sie einfach hören, ob jemand da ist. Und fast immer fragt sie nach ein paar Euro extra.

„Frau Bolz, ich brauch’ nochmal vierzig Euro – für einen Bootsausflug mit der Sozialbetreuerin.“

„Bitte sagen Sie ihr, sie soll mir die Belege schicken, sie legt Ihnen das vor. Ich überweise ihr dann das Geld.“

„Ich kann ihr das auch geben. Überweisen Sie’s ruhig mir.“

„Frau Schlüter, wir wissen doch beide, dass das Geld dann nicht ankommt, Sie Schlitzohr“, sage ich lachend.

Und sie lacht mit. Dieses vertraute, herzliche Lachen, das so ansteckend ist. In solchen Momenten spüre ich eine Verbindung, die so wichtig ist. Die uns auch dann Halt gibt, wenn sie Verträge abschließt, die sie nicht versteht. Wenn sie sich von Telefonanbietern neue Tarife aufschwätzen lässt, die immer günstiger klingen, es aber nie sind. Oder wenn sie noch mal schnell im Supermarkt war – ohne Schlüssel – und dann nicht mehr in ihre Wohnung kommt. Wenn der Schlüsseldienst aus-

rücken muss – meist mit Wochenendzuschlag. Oder wenn sie den Schreiner ruft, weil ein Regalbrett schief an der Wand hängt.

Dann könnte ich sagen: „Das ist alles nicht mein Problem.“ Ich frage sie stattdessen: „Was war denn los mit dem Brett?“

Sie sagt: „Das war plötzlich schief. Jetzt nicht mehr.“

Und wir lachen wieder.

Bei all ihrem Humor spüre ich, dass sie sich auch schämt: Für ihre Situation, die Abhängigkeit, die Bedürftigkeit. Das sagt sie nicht laut, es klingt eher zwischen den Zeilen mit. In kleinen Sätzen: „Ich weiß, Sie haben es nicht leicht mit mir. Ich bin schwierig, nicht wahr?“ Darauf sage ich: „Sie sind nicht schwierig. Sie sind einfach da. Und das ist ganz viel wert.“

Manchmal sehe ich Frau Schlüter in der Frankfurter Innenstadt. Und erkenne sie oft erst auf den zweiten Blick – gepflegt, mit einem Lächeln, das ihr herzliches Lachen nahezu ankündigt. Dann denke ich: *Das ist sie*. Und ich freue mich, sie zu sehen.

Es gibt Tage, da frage ich mich, ob ich ihr überhaupt helfen kann. Oder ob ich vielleicht nur verhindere, dass es noch schlimmer wird. Und ob das reichen kann. Aber dann ruft sie wieder an, und ich höre ihr Lachen, ihre Stimme und all die Gründe, weshalb sie noch mal „ein paar Piepen extra“ braucht. Ich weiß dann, es wird vielleicht nicht reichen, was ich tun kann. Aber für sie zählt es.

Am Anfang war sie sehr förmlich, unsicher und misstrauisch. Denn ihre vorherige Betreuerin wollte für sie sparen, hat ihr wöchentliches Geld auf das Allernötigste reduziert.

„Ich weiß nicht, ob Sie mir noch mal Extra-Geld geben dürfen“, sagte sie damals oft zu mir.

Nach vier gemeinsamen Jahren ist Vertrauen gewachsen. Auf beiden Seiten. Deshalb sagt sie mittlerweile: „Das ist nett von Ihnen, Sie wissen ja, wie ich bin.“ Und ich nicke – und muss lächeln. Ja, das weiß ich.

Ich könnte stattdessen auch von ihren Anrufen und Bitten genervt sein. Aber ich bin es nicht.

Sie ist so ehrlich, so echt. Und sie sucht immer wieder diese Verbindung. Irgendwie gehört sie einfach dazu. Und das fühlt sich richtig an.

Als es dann diesen Freitag gab, an dem sie einfach nicht anrief, schauten meine Mitarbeiterin und ich uns an. Wir wussten beide: Wenn sie irgendwann nicht mehr da wäre – sie würde fehlen. Nicht nur das Klingeln des Telefons, nicht nur ihre rauchige Stimme. Sondern sie. Denn freitags um zehn – das gehört zu ihr. Und zu uns.

An diesem Morgen haben wir uns Sorgen gemacht. *Hoffentlich ist nichts passiert*, dachten wir beide, sprachen es aber nicht aus.

Das, was zwischen den Zeilen liegt, wenn sie anruft – das hat uns an diesem Freitag gefehlt. Und auch das, was sie sonst so oft frei heraus sagt, mit diesem rauchigen Unterton und dem verschmitzten Lächeln in der Stimme, das man sogar durchs Telefon hören kann: „Ich brauch’ noch mal ’n paar Kröten.“

Ein Mensch, der sich meldet, der Kontakt sucht und sich immer wieder traut, um Hilfe zu bitten. Ja, freitags um zehn – das ist ihre und unsere Zeit.

Und wenn sie nicht anruft, dann wird uns bewusst, wie groß die Lücke sein kann, die auch ein kleines Ritual hinterlassen würde, wenn es nicht mehr da wäre.



Zu Kreuze gekrochen

Es gibt Betreuungen, die mich an meine Grenzen bringen. Nicht, weil die Menschen schwierig wären, sondern weil ihnen etwas widerfahren ist, das sie zwingt, sich selbst zu schützen. Dann bleibt ihnen oft nur der Rückzug, und damit müssen wir als Betreuer umgehen können. Gerade in diesen Situationen braucht es Geduld, Kraft und eine professionelle Haltung, denn der Grat zur Überforderung ist schmal.

Bei Frau Möller habe ich – vor über elf Jahren – zum ersten Mal gespürt, wie herausfordernd eine solche Begegnung sein kann.

Schon der erste Besuch ging weit über das hinaus, was ich erwartet hatte, als ich ihre Betreuung übernahm. Ich hatte einen Schlüssel bekommen, weil Frau Möller im Krankenhaus lag. Ich sollte mir einen Überblick verschaffen über das, was mich erwartete. So hatte Frau Möller es formuliert, als ich zum ersten Mal an ihrem Bett in der Klinik saß. Bei der Gelegenheit könnte ich ja direkt ein paar Unterlagen mitbringen, meinte sie: ihren Ausweis, das Stammbuch, ein paar Papiere für die Krankenkasse. Irgendwo müsste das alles sein. Irgendwo.

Ich erinnere mich noch – als wäre es gestern gewesen – an das, was mir entgegenschlug, als ich zum ersten Mal die Tür öffnete. Dahinter lag der Ort, an dem Frau Möller bis vor wenigen Tagen noch gelebt hatte.

Nachdem ich den Schlüssel herumgedreht und die eiserne Türklinke, die von der hochsommerlichen Hitze in meiner Hand brannte, vorsichtig hinuntergedrückt hatte, wich ich auch schon zurück. Mein Körper reagierte schneller als mein

Kopf: Der Würgereflex kam so heftig, dass mir die Tränen in die Augen schossen. Ich versuchte, ruhig zu atmen, obwohl mein Herz bis zum Hals schlug. Es war eine Mischung aus Ekel, Angst und – ehrlicherweise – auch Neugier, die sich in mir ausbreitete, denn so etwas hatte ich noch nicht erlebt.

Die Luft stand, schwer von Fäulnis und durchdrungen von einem unaussprechlichen Geruch. Die Hitze machte es noch schlimmer.

Der ganze Boden war übersät mit Dingen, die sich offenbar über Jahre angesammelt hatten: leere Verpackungen, verschimmelte Essensreste, durchnässte Kleidungsstücke. Dazwischen Tüten mit klebrigem, aufgequollenem Inhalt, über dessen Herkunft ich keine weiteren Nachforschungen anstellen wollte. Inmitten des Geruchs, der Enge und der Masse von angehäuften Dingen war es kaum möglich, Luft zu bekommen. Ungeziefer bewegte sich in der Luft und am Boden, völlig unbeeindruckt von meiner Anwesenheit.

Desorganisiertes Wohnen ist oft Ausdruck einer großen inneren Not. Was für Außenstehende chaotisch scheint, ist für viele Betroffene der verzweifelte Versuch, Halt zu finden – angesichts eines Durcheinanders, das sich im Inneren abspielt.

Aber das hier war kein Ort, an dem ein Mensch hätte leben sollen. Dennoch hatte Elfriede Möller in diesen Räumen gewohnt – und bis zuletzt gearbeitet.

Bis vor Kurzem hatte sie hier, in diesem Elend, ihren Textilreinigungsbetrieb geführt. Ein Widerspruch, der mir im Kopf geblieben ist: Sauberkeit war ihr Beruf – und ihr Alltag war irgendwann das genaue Gegenteil davon geworden.

Sie hatte viel verloren, Stück für Stück und Jahr für Jahr. Ein Rechtsanwalt hatte sie über Jahre hinweg betrogen. Er würde ihr Geld sicher und gewinnbringend anlegen, hatte er ihr versprochen. Sie könnte ihm vertrauen. Die Zinsen zahlte er ihr

regelmäßig aus – aber das Kapital verbrauchte er heimlich für sich selbst. Am Ende fehlten über einhunderttausend Euro, der Anwalt kam ins Gefängnis – und Frau Möller in die Armut. Dass sie nicht das einzige Opfer dieses Betrugs war, tröstete nicht. Denn sie hatte nicht nur ihr ganzes Geld verloren, sondern auch ihre Würde. Sie schämte sich dafür, nicht mehr selbst für sich sorgen zu können.

Früher lief ihre Reinigung gut, mitten im Zentrum von Frankfurt. Sie hatte Stammkunden, bei denen sie für ihre Gründlichkeit bekannt war. Eine angesehene Frau war sie dort, und sie sprach mit Stolz über ihre Arbeit. Ganz allein hatte sie sich in der großen Stadt etwas aufgebaut, das genug sein sollte für ihren Lebensabend. Sie war stets ordentlich gekleidet, sagten ihre Kunden, meist in frisch gebügelter Bluse und Faltenrock. Es hieß, sie habe jeden Fleck herausbekommen.

Im Nachhinein kam mir der Gedanke, dass es möglicherweise genau dieser Stolz war, der sie davon abhielt, Unterstützung anzunehmen.

Mit der Zeit musste sie all ihre Maschinen verkaufen, um zu überleben. Denn sie konnte keinen Sozialhilfeantrag stellen: Erst hinderte sie ihre Beschämung, später, als die Not größer wurde, mangelte es ihr an Wissen, wie so etwas geht, und am Ende fehlte ihr der Mut, um Hilfe zu bitten. Sie verlor ihre Wohnung, weil sie zum einen die Miete nicht mehr zahlen und zum anderen die Treppen in den fünften Stock nicht mehr bewältigen konnte. So blieb sie in ihrer Reinigung, mit dem, was sie hatte, und ohne das, was sie aus ihrer Wohnung nicht mehr holen konnte. Es gab in der Reinigung weder eine Dusche noch eine funktionierende Toilette. Auch dafür schämte sie sich. Ihre Beine waren offen, die Wunden heilten nicht von allein. Irgendwann gab ihr Körper auf, und ihre Seele zog sich zurück.

Ich habe Frau Möller noch genau vor Augen: Ihr Haar war streichholzkurz, und die borstigen Augenbrauen, die wie kurze Stacheln aussahen, ließen ihren Blick düster wirken. Ihre Fußnägel waren gekrümmt wie kleine Hörner, und als sei das gar nichts Ungewöhnliches, trug sie stets offene Sandalen. In ihrem Mund gab es nur noch ein paar vereinzelte dunkle Zahnreste, sodass ihr Atem jedes Gespräch zu einer Herausforderung werden ließ.

Ja, sie hatte viel erlebt, das sah man ihr an. Dreimal musste die Betreuungsrichterin zu ihr in die Reinigung kommen, bis sie bereit war, sich auf Hilfe einzulassen. An sich heran ließ sie jedoch niemanden mehr, auch mich nicht.

Ich wusste, wie sehr sie sich nach ihrer Wohnung, einem Zuhause sehnte, und dennoch konnte ich ihr diesen Wunsch nicht erfüllen. Die Ärzte sagten, medizinisch und pflegerisch sei ein Leben in eigener Wohnung nicht mehr zu verantworten. Das war schlimm, ich erinnere mich heute noch an den Moment, als ich ihr sagte, dass sie nicht zurückkönnte in ihre Reinigung. Ihr Blick spiegelte eine Palette an negativen Gefühlen wider: Wut, Verzweiflung, Ohnmacht, Enttäuschung, Trauer und Angst. Denn: Auch wenn man als außenstehende Person vielleicht denken könnte, es sei besser so gewesen, war es für Frau Möller nicht leicht. Für sie war dieser Ort, ihre Arbeitsstätte, zur letzten selbst gewählten Zuflucht geworden. Das, was danach kam, lag nicht mehr in ihrer Hand. Das Pflegeheim, das ich für sie suchen musste, war ein Ort, den sie hasste und zugleich brauchte.

Wenn ich sie dort besuchte, diktierte sie mir nicht enden wollende Listen mit Gegenständen, die ich in der Reinigung suchen sollte. Wir saßen dann meist an einem kleinen Tisch im Wohnbereich, an dem immer wieder Bewohner, Pflegekräfte oder Angehörige vorbeiliefen. Ein ruhiges Gespräch war kaum möglich. Ihre Zimmertür hielt sie stets verschlossen, weil sie nicht aufgeräumt habe.

Unzählige Male fuhr ich in die Reinigung und suchte, ließ einlagern und transportieren. Aber es reichte einfach nicht aus.

Frau Möller hatte keine Hoffnung mehr auf ein Altern in Würde. Altwerden, wie sie es sich gewünscht und wofür sie so hart gearbeitet hatte, war nicht mehr möglich. Und so gab es auch nichts mehr, das ihr eine Freude hätte bereiten können.

Trotz meiner eigenen Hilflosigkeit konnte ich es verstehen. Es musste sich anfühlen, als sei alles, was sie ihr Leben lang getan hatte, umsonst gewesen – weil jemand anders es ihr böswillig genommen hatte. Sie konnte nichts dagegen tun, ich spürte ihre – und auch meine – Ohnmacht. Vor diesem Hintergrund wunderte es mich nicht, dass sie daran zerbrochen ist und niemandem mehr Zutritt zu ihrem Leben gewährte – sie war misstrauisch (wer hätte es ihr verdenken können?) und versuchte, sich zu schützen.

Sie schrieb seitenlange Beschwerden. Über mich ans Gericht, über das Pflegeheim an die Heimaufsicht, und an die damalige Bundeskanzlerin über das Unrecht, das ihr widerfahren war. Ich hatte den Eindruck, sie musste um sich schlagen und andere dafür verantwortlich machen dürfen, um irgendwie zu ertragen, was sie erlebt hatte.

Wenn ich sie besuchte, fühlte ich mich oft schon vorher erschöpft. Weil ich mich jedes Mal fragte: „Was kommt heute?“

Doch dann war da dieser Tag, an dem sie mich bat: „Wenn Sie schon mal dort sind, können Sie mal nach meinem Kreuz schauen? Und nach dem Rosenkranz? Es muss beides da sein. Unter der Kasse in der Schublade.“ Ich war überrascht von dieser Bitte, die mich für einen kurzen Moment hinter ihre Mauern schauen ließ.

Inmitten all der Tüten, der Gerüche und der Essensreste – ein Kreuz und ein Rosenkranz.

Ich fragte mich damals, warum dieser Augenblick für mich so besonders war. Heute denke ich, es war, weil sie mich in diesem

Moment nicht als Feind sah. Und weil sich die Tür, die sie so fest verbarrikadiert hatte, einen klitzekleinen Spalt öffnete. Ich erkannte, dass es in ihr einen letzten Rest von Halt gab – etwas, das größer war als die Umstände, größer als ihre Beschämung.

Also wühlte ich mich ein weiteres Mal durch Kleiderberge, Schubladen und all das, was zuletzt ihr notdürftiges Zuhause gewesen war. Tatsächlich fand ich ein großes, dunkles Holzkreuz mit einer geschnitzten Jesus-Figur und einen Rosenkranz, dessen Perlen zwar klebrig waren, aber noch ganz.

Nachdem ich beides notdürftig gereinigt hatte, nahm Frau Möller die beiden Fundstücke im Heim mit zitternden Händen entgegen. Und sie flüsterte: „Danke.“ Nur dieses eine Wort, nicht mehr. Ich glaubte für einen kurzen Augenblick, dass sie tatsächlich dankbar war.

Dieser Tag blieb der einzige, an dem ich hinter ihre Schutzmauer aus Verbitterung schauen durfte.

Als sie mit Anfang achtzig starb, war sie allein.

Einige Wochen nach ihrem Tod meldete sich eine Pflegerin aus dem Heim. Sie hätten beim Räumen des Zimmers noch etwas gefunden, sagte sie – ein Holzkreuz, das in Frau Möllers Nachtschränkchen gelegen habe. „Vielleicht möchten Sie es behalten?“, fragte sie leise. „Sie hatte ja sonst niemanden mehr.“

Ich schwieg. Als rechtliche Betreuerin darf ich grundsätzlich keine persönlichen Gegenstände oder Geschenke von betreuten Menschen annehmen – auch nicht nach deren Tod. Dennoch gibt es Momente, da geht es nicht um Besitz oder materielle Werte. Sondern um Bedeutung.

Ich musste an einen alten Holzkorb denken, den mir die Kinder eines betreuten Herrn einmal geschenkt hatten, als ich aus seiner Wohnung Aktenordner mit Unterlagen transportieren musste. Heute sammle ich in dem Korb mein Altpapier – und denke oft an die Zeit, in der ich ihn betreute. Manchmal sind es

genau diese Dinge, die eine Erinnerung bewahren – und dafür sorgen, dass ein Mensch nicht vergessen wird.

Die Stimme der Pflegerin holte mich aus meinen Gedanken zurück zu Frau Möller und ihrem Kreuz. Mit einem Mal war ich wieder in der Reinigung – mit all meinen Sinnen. Spürte den beißenden Geruch in der Nase, der sich damals in meine Kleidung, meinen Körper und meine Gedanken gefressen hatte. Ich sah die Fliegen und die Maden vor mir, spürte die stickige Luft auf meiner Haut, das Gefühl von Enge und Erschöpfung und das Nachgeben des Bodens unter meinen Füßen, während ich über Kleiderberge stakste.

Auch der Moment, als sie mich bat, das Kreuz zu suchen, fiel mir wieder ein. Diese leise, fast verzweifelte Bitte.

Ich sagte: „Nein.“ Und nach einer kurzen Pause: „Vielen Dank, aber ich möchte es nicht haben.“ Nachdem ich aufgelegt hatte, blieb ich einen Moment lang sitzen und spürte der Stille nach.

Manche Geschichten brauchen kein persönliches Andenken, sie bleiben auch so in Erinnerung.

Ich habe lange gezögert, ob ich diese Geschichte erzählen soll. Nicht, weil sie ohne Bedeutung wäre – im Gegenteil. Sondern, weil sie schwer ist und nicht von Nähe oder Wärme berichtet und weil sie kein gutes Ende hat. Es war keine Beziehung, die getragen hat, sondern eine, die getragen werden musste. Von mir. Obwohl ich oft sage, dass meine Schultern breit genug sind für diese Aufgabe: Auch breite Schultern werden müde.

Frau Möllers Geschichte handelt vom Bleiben, obwohl nichts besser wird – auch solche Betreuungen gibt es. Doch selbst die schwersten Begegnungen hinterlassen etwas in uns. Als Erfahrung. Als etwas, das sich einprägt und in Erinnerung bleibt.



Ohne Vorwarnung

Mein Kollege Christian aus Frankfurt erzählte mir vor einiger Zeit von einer Begegnung, die ihn bis heute begleitet. Immer wieder kommt mir diese Geschichte in den Sinn.

Sie handelt von Julius Berthold. Christian betreut ihn seit vielen Jahren.

Als mein Kollege mir den Fall schilderte, beschrieb er Herrn Berthold als ruhig und höflich, stets pünktlich, zugewandt und intelligent. Ein Mann um die fünfzig, bei dem man sich fragte, warum er eine rechtliche Betreuung brauchte. Seine Rechnungen bezahlte er selbst, Arzttermine nahm er allein wahr, und bei jedem Besuch bot er Christian Pfefferminztee mit Honig an – im Speisesaal der Einrichtung für psychisch kranke Menschen, in der er seit vier Jahren lebte.

Früher war Herr Berthold Ingenieur und arbeitete lange Zeit in einem mittelständischen Unternehmen. Er war verheiratet und hatte zwei – mittlerweile erwachsene – Kinder. Seine Frau war verstorben, der Kontakt zu den Kindern bestand nicht mehr. Vielleicht war es die Einsamkeit, die ihn umgab und die den Wahn so stark und mächtig werden ließ, dass er es in seiner Wohnung allein nicht mehr aushielt. Die Krankheit schlich sich leise und unaufhaltsam in sein Leben. Eine paranoid-halluzinatorische Schizophrenie<sup>22</sup>, die immer wieder zu Klinikaufenthalten führte. Herr Berthold ging meist freiwillig

---

22 Paranoid-halluzinatorische Schizophrenie: eine Form der Schizophrenie mit Wahnvorstellungen (z. B. Verfolgungswahn) und häufig auch akustischen Halluzinationen (z. B. Stimmenhören).

in die Psychiatrie, und wenn die Medikation seine Symptome ein wenig linderte, wurde er wieder entlassen. Bis zum nächsten Mal. Er war ein sogenannter Drehtürpatient.

Christian erzählte, dass er Julius Berthold in den gemeinsamen Gesprächen trotzdem meist als stabil erlebte. In diesen Momenten wirkte er klar, war freundlich und zuvorkommend.

Aber dann gab es immer wieder diese kleinen Risse: Herr Berthold klebte sein Fenster neuerdings mit Alufolie ab, installierte eine Kameraattrappe über seiner Zimmertür und baute eine Alarmanlage. Damit „er“ nicht hineinkäme. „Wer?“ fragte Christian ihn einmal. „Der Mann aus dem Fernseher“, flüsterte Julius Berthold mit ängstlicher Stimme und sah sich immer wieder in alle Richtungen um – als ob er sich vor einem Verfolger fürchtete und schauen wollte, wie nah dieser ihm auf den Fersen war.

„Er beobachtet mich“, sagte Herr Berthold. „Und er weiß, was ich denke. Er spricht mit mir.“

Ich erinnere mich an Christians Zögern, bevor er nachdenklich sagte: „Ich dachte wirklich, er hätte es im Griff.“

Der Anruf kam an einem Montagmorgen, als Christian gerade mit dem Auto unterwegs war.

Julius Berthold hatte am frühen Morgen einen Mitbewohner im Speisesaal mit einem Messer angegriffen. Der Mann starb noch im Rettungswagen auf dem Weg ins Krankenhaus.

Christian sagte: „Ich saß einfach nur da, bin rechts rangefahren. Meine Hände umklammerten das Lenkrad, ich war wie gelähmt. Ich konnte nichts sagen, meine Gedanken rasten. Unweigerlich stellte ich mir die Frage, ob ich es irgendwie hätte verhindern können, etwas übersehen hatte. Ob ich vielleicht zu naiv gewesen war, zu gelassen, als ich darauf vertraute, dass er seine Medikamente regelmäßig einnahm.“

Ich kenne all diese Fragen. Nicht in dieser Schärfe, aber in ihrer Grundsätzlichkeit. Sie begleiten jeden von uns, der mit Menschen arbeitet, deren Realität manchmal andere oder mehrere Facetten hat als unsere.

Julius Berthold kam noch am selben Tag in die forensische Psychiatrie<sup>23</sup>. Er war akut psychotisch<sup>24</sup>, fühlte sich verfolgt, bedroht, war wahnhaft. Die Panik stand ihm auch bei Ankunft in der Klinik noch ins Gesicht geschrieben.

Christian besuchte ihn ein paar Tage später. Nicht, weil er musste, sondern weil er es wollte.

„Er war es“, sagte Herr Berthold. „Der Mann aus dem Fernseher. Plötzlich stand er im Speisesaal vor mir. Er wollte mich umbringen, ich hatte solche Angst. Ich musste mich doch verteidigen, ich will nicht sterben.“

Christian wusste nicht, was er antworten sollte, und schwieg.

Julius Berthold sagte: „Ich weiß, dass es falsch war. Aber in dem Moment ... hatte ich keine Wahl.“

In den folgenden Monaten besuchte Christian ihn einige Male. Herr Berthold bekam Medikamente, arbeitete mit einer Therapeutin seine Tat auf und hatte viel Zeit, um nachzudenken. Er nahm an Einzel- sowie Gruppengesprächen teil, erhielt Beschäftigungs- und Soziotherapie und vor allem eines: Schutz – vor sich selbst und seiner Krankheit.

Manchmal waren die Stimmen in seinem Kopf und die Angst, verfolgt zu werden, für ein paar Stunden weg. Dann war beides wieder da, es wechselte. Es ist nicht ungewöhnlich, dass die Symptome bei einer Psychose trotz Medikation nicht sofort bzw. nicht vollständig nachlassen.

---

23 Forensische Psychiatrie: ein Bereich der Psychiatrie, der sich mit psychisch erkrankten Straftätern befasst, z. B. im Maßregelvollzug.

24 Psychotisch: ein Zustand, in dem Denken, Fühlen und Wahrnehmen stark von der Realität abweichen, z. B. durch Wahnvorstellungen und Halluzinationen.

Einmal sagte Herr Berthold zu Christian: „Ich habe ihn getötet, ich weiß. Aber das war nicht ich. Das war jemand anders.“

Ich denke oft darüber nach, dass es nicht immer einfach ist, hinter die Tat zu blicken und den Menschen zu sehen – nicht nur die Tat selbst und das Opfer. Ein Mensch hat sein Leben verloren. Angehörige sind zurückgeblieben und können es nicht begreifen, müssen weiterleben mit der Fassungslosigkeit und der Ohnmacht, der Wut, dem Verlust und der Trauer.

Christian wurde damals oft gefragt, warum er die Betreuung von Herrn Berthold nicht abgegeben habe. Warum er nicht gesagt habe: „Das ist zu viel.“ Aber er konnte nicht, sagte er. Weil Julius Berthold für ihn mehr war als dieses Verbrechen: Er war ein Mensch mit einer schweren psychischen Erkrankung, mit großen Ängsten und mit einer Geschichte. Und nun auch mit Schuld – zumindest im moralischen Sinne.

Rechtlich hatte er – aufgrund seiner Erkrankung – ohne Schuld gehandelt, was ihn zwar vor dem Gefängnis bewahrte, aber nicht vor der Last auf seinen Schultern, mit der er fortan leben musste.

Ich glaube, auch das ist eine bedeutende Herausforderung in unserer Arbeit: Nicht wegzugehen, auch wenn es schwer wird und alles andere zerbricht.

In der Forensik wird unterschieden zwischen der Tat und dem Menschen. Nur so kann es Psychotherapeuten und Psychologinnen, die in Justizvollzugsanstalten und forensischen Psychiatrien arbeiten, gelingen, trotz allem Vertrauen und Beziehung entstehen zu lassen, sodass in einigen Fällen eine positive Prognose möglich werden kann.

Ich habe in den letzten zwölf Jahren viele Menschen kennengelernt, die in der Psychiatrie arbeiten und täglich mit akut psychisch erkrankten Menschen umgehen. Besonders beeindruckt hat mich die Haltung einer Psychiaterin, die einmal sagte: „In

jedem Lehrbuch steht, dass ich meine Patienten nicht in den Arm nehmen darf. Und wissen Sie was? Wenn es in dem Moment das Einzige ist, was derjenige braucht, dann schenke ich ihm auch eine Umarmung.“ Das hat mich tief berührt.

Herr Berthold fragte Christian einmal: „Glauben Sie, dass ich trotzdem ein guter Mensch sein kann?“

„Ich glaube, dass man ein Mensch bleiben kann. Auch wenn man Schreckliches getan hat“, antwortete Christian.

Julius Berthold nickte nachdenklich. „Hoffentlich reicht das.“

„Wofür?“, fragte Christian.

„Hoffentlich reicht es, damit ich mir selbst irgendwann vergeben kann. Ich habe Angst, für immer in dieser Schuld gefangen zu bleiben“, antwortete Herr Berthold mit gesenktem Blick.

Ich denke oft an seine Geschichte, obwohl ich ihn nur aus Christians Erzählungen kenne. Und ich frage mich: Ist es vielleicht das? Zu lernen, zwischen der Tat und dem Menschen zu differenzieren, der sie begangen hat? Nicht, um zu verharmlosen oder zu legitimieren. Sondern, um zu ermöglichen, dass trotzdem Begegnung stattfinden kann. Auch nach dem Schlimmsten.

Vor ein paar Tagen habe ich in einem meiner Seminare von Julius Berthold erzählt. Und von anderen Fällen, von leichten, von schweren und von sehr schweren. Von rechtlicher Betreuung eben. Eine Teilnehmende äußerte im Anschluss den Wunsch nach einer Trigger-Warnung, bevor von solchen Fällen berichtet werde. Und so sehr ich auch verstehe, woher dieser Wunsch kommt und dass dieses Bedürfnis nach Kontrolle in uns allen wohnt, muss ich an dieser Stelle trotzdem ehrlich sein: Es gibt keine Trigger-Warnung für das Leben.

In der rechtlichen Betreuung – und in vielen anderen sozialen Berufen – kündigt oft nichts und niemand an, was im nächsten Augenblick passiert. Dass vielleicht eine Geschichte laut wird, die möglicherweise alles infrage stellt, woran ich bislang geglaubt

habe. Die an meinem Weltbild, meinem Urvertrauen und meiner Zuversicht in das Leben rüttelt und mich zweifeln lässt, ob ich all dem standhalten kann. Vielleicht werde ich – ohne es zu ahnen – im nächsten Moment mit einer Tat, einem Verbrechen, einer Grausamkeit oder einem schrecklichen Unfall konfrontiert. Ohne Vorwarnung. Ohne Schutz. Ohne, dass jemand vorher sagt: „Achtung, jetzt wird es schwer.“ Es passiert einfach. Plötzlich. Mitten im Gespräch oder in einer Handlung, die alles verändern kann.

Für mich ist es Teil unserer Professionalität als Betreuer, dass wir genau dafür bereit sind. Dass wir wissen: Es kann alles kommen, weil wir uns selbst so gut kennen und vertrauen können, dass wir damit umgehen werden. Nicht, weil wir unverwundbar sind – sondern weil wir wissen, wie wir uns davor schützen können, emotional überflutet zu werden, mit wem wir sprechen können und was uns hilft, Abstand zu gewinnen. Wir können nicht kontrollieren, was passiert, aber wie wir damit umgehen, liegt in unserer Verantwortung.

Ohne meine sehr schweren Fälle hätte ich nie erfahren, wie es sich anfühlt, Situationen auszuhalten, von denen ich früher glaubte, sie würden mir den Boden unter den Füßen wegziehen. An den schwersten Geschichten meiner betreuten Menschen durfte und darf ich wachsen. Durch sie habe ich erlebt, dass ich nicht an den Schicksalen anderer zerbreche. Ich kann da sein, ich kann mitfühlen – und ich darf auch Themen mit nach Hause nehmen. Denn es gibt in mir mittlerweile ein tiefes Vertrauen und eine große Zuversicht. Ich kann mir keine Geschichte vorstellen, mit der ich nicht professionell umgehen könnte. Und ich kann unterscheiden: zwischen dem Menschen und dem, was er erlebt oder getan hat.

Eine Trigger-Warnung hätte auch bei Julius Berthold nichts geändert. Niemand wusste, was passieren würde. Trotzdem blieb

mein Kollege Christian an seiner Seite. Auch danach. Auch mit der Angst und dem Gefühl, keine Kontrolle zu haben, ihm – und anderen Menschen – nicht in den Kopf schauen zu können.

Es ist eine der größten Anforderungen an unseren Beruf, da zu bleiben, wenn es schwer wird. Auszuhalten – ohne gutzuheißen, sondern handlungsfähig zu bleiben. Und dabei Mensch zu sein, auch in der Begegnung mit dem Schrecklichen. Und all das – ohne Vorwarnung.



## Die leisen Anteile

Wenn ich sie treffe, ist sie nie allein. Sie spricht mit mir – und doch ist es nicht nur sie. Manchmal verändern sich ihre Stimme und ihr Blick völlig unerwartet. In anderen Momenten ist sie klar und kontrolliert. Dann bricht plötzlich ein Gedanke ab, und jemand anders übernimmt. Zu Beginn wusste ich nicht, was das bedeutet und wie ich damit umgehen sollte. Aber eines war mir sofort klar: Ich musste hier besonders behutsam und klar kommunizieren.

Mittlerweile heißt sie Lena Stein – ein Name, den sie sich selbst ausgesucht hat. Den alten hat sie hinter sich gelassen, irgendwo zwischen Akten, Erinnerungen und Dingen, die ihr lange nicht bewusst waren und nun immer mehr an die Oberfläche kommen. Dinge, die zu schwer sind, um ihnen Worte zu geben.

Sie hat von sich aus erzählt, im ersten Gespräch. Ich habe sie nicht gedrängt. Nur zugehört und nachgefragt, wenn es notwendig war, um verstehen und begreifen zu können. Es fällt trotzdem schwer. Auch heute noch kann ich manchmal nur mit ihr schweigen. Und in diesen stillen Augenblicken öffnet sich manchmal eine Tür.

In ihrer Wohnung, hoch über den Dächern Offenbachs, herrscht eine besondere Stille. Es ist keine friedliche Ruhe, sondern eine, die aus Vorsicht entsteht. Als könnte jedes Geräusch zu laut sein und jede Bewegung dazu führen, an alten Wunden zu rühren.

Wenn ich bei ihr bin, bietet sie mir meist Kräutertee an, Zitronenverbene. Einmal jedoch zog sie die Tasse zurück.

„Ich weiß nicht, ob ich das darf.“ Sie schaute mich ängstlich an. Ich antwortete: „Sie dürfen alles, was Ihnen guttut.“

Lange blickte sie mir mit ihren müden, traurigen Augen entgegen. Als müsste sie diesen Satz erst ganz in sich aufnehmen, weil sie ihn zum ersten Mal hörte.

Seit unserem ersten Gespräch weiß ich, dass in ihr viele leben. Viele Persönlichkeitsanteile. Manche sind erwachsen, andere kindlich. Viele voller Angst, Ohnmacht, Wut und Trauer. Und einige sind so einsam, dass es wehtut, hinzusehen.

Einmal bat sie mich mit der Stimme eines kleinen Kindes um ein Kuscheltier. Manchmal wünscht sie sich Nähe – und hält diese gleichzeitig kaum aus. Sie sehnt sich nach Verbindung und braucht die Sicherheit, nicht verlassen zu werden. So paradox es klingt: Aus diesem Grund muss sie auch Distanz halten. Um sich zu schützen. Denn wie soll sie wissen, dass ich ihr nicht auch wehtue und dass Vertrauen auch gut sein kann – wenn es bisher immer nur bedrohlich war?

Die erwachsene Frau organisiert, ist sachlich, entscheidungsfähig und reflektiert. Sie sortiert Unterlagen, begleicht Rechnungen, trifft Entscheidungen. Strukturiert, fast unnahbar – auch das ist Schutz.

Doch dann schaut mich mit einem Mal wieder ein Mädchen an, es beobachtet mich – wie durch einen Türspalt. Bereit, ihn sofort zu schließen, sollte ich zu nah kommen. Denn Nähe war für sie immer nur der Anfang von Schmerz.

Es gibt Anteile in ihr, die sich selbst verletzen und in Gefahr bringen – weil ihnen eingeredet wurde, sie seien nichts wert. Weil Schmerz vertrauter ist als Sicherheit. Und weil sie viel zu oft hören mussten, dass sie nur dann geduldet werden, wenn sie den Schmerz aushalten.

Ich bin Lena Steins rechtliche Betreuerin – nicht ihre Therapeutin, nicht ihre Freundin. Auch nicht ihre Alltagsbegleitung.

Doch: Manchmal bin ich all das auch. Ein wenig, für einen Moment, für eine Zeit lang, in bestimmten Situationen.

Zu Beginn habe ich mich nicht immer sofort getraut, mit den verschiedenen Anteilen zu sprechen. Weil ich Angst hatte, etwas Falsches zu sagen. Es ist eine Herausforderung – und verlangt mir einiges an Mut ab. Mit der Zeit habe ich gelernt, dass es am wichtigsten ist, einfach da zu sein. Präsent, konzentriert und empathisch. Trotzdem ist es immer noch so, dass ich nach den Gesprächen mit ihr denke: „Hoffentlich hab’ ich nichts Falsches gesagt oder mich missverständlich ausgedrückt.“ Mittlerweile weiß ich, sie würde es mir sagen. Das entlastet ein wenig.

Bei ihr spüre ich oft und deutlich, dass Vertrauen nicht laut entsteht, sondern in kleinen, fast unscheinbaren Augenblicken: Ein Blick, der standhält. Ein Satz, der nicht zurückgenommen wird. Eine Teetasse, die stehen bleibt. Eine Hand, die sich zögerlich in meine legt. Und manchmal auch eine Umarmung. Ein Moment, in dem Nähe nicht wehtut und nicht ängstigt.

Ich kenne nicht ihre ganze Geschichte, und ich werde sie wahrscheinlich nie vollständig kennen. Manchmal wünsche ich mir, mehr zu erfahren – in der Hoffnung, das Unfassbare besser greifen zu können. Gleichzeitig weiß ich: Das, was sie mir erzählt, darf ich bei ihr lassen. Ich höre zu, ohne Angst davor, was kommen könnte. Sie sagt oft, ich solle Bescheid geben, wenn es zu viel wird. Aber das war es noch nie. Ich kann es aufnehmen, ohne es zu meinem eigenen zu machen. Vielleicht ist es genau das, was mir hilft, für sie da zu sein.

Das, was ich von ihr weiß, reicht aus, um zu verstehen, wie schwer es für sie sein muss, loszulassen. Denn für sie gibt es kein „Es wird alles gut“. Das kann es nicht mehr. Meistens gibt es in ihr nur das, was war.

Manchmal fällt auch mir das Loslassen schwer. Weil ich ihre Sehnsucht nach Verbindung spüre, diese große Not in

ihr – und weil ich mich manchmal um sie Sorge. Dann fühlt es sich richtig an, ihr ein wenig von dem zu geben, was sie nie hatte: echte, gute Nähe.

Gleichzeitig achte ich auf meine eigenen Grenzen, gehe spazieren, spreche mit Kolleginnen, Freundinnen und schreibe. Denn um für sie – und andere Menschen – auf diese Weise da zu sein, muss ich auch für mich sorgen. Das ist die Grundlage dafür, auch für Frau Stein verantwortungsvoll da zu sein.

Ihr Schutz steht über allem, was in der Betreuung zu regeln ist. Das ist eine Entscheidung, die ich jeden Tag, an dem ich mit ihr in Kontakt bin, bewusst treffe.

Sie lebt unter einer neuen Identität, an einem anderen Ort, hat ein anderes Geburtsdatum in ihrem Personalausweis stehen. Ein bisschen lebt sie im Verborgenen, wir schützen sie. Aber ist es ein anderes Leben? Ich weiß es nicht. Sie lebt jeden Tag mit den Verletzungen aus der Vergangenheit. Nicht hin und wieder, sondern vierundzwanzig Stunden am Stück und wieder von vorn.

Niemand von früher darf wissen, wo sie ist. Denn das, was geschehen ist, war lebensgefährlich.

Einmal kam ein Brief, der diesen Schutz ins Wanken brachte. Eine Erbschaft – und damit ein Stück Vergangenheit, das da plötzlich aufbrach. Mit dem Nachlass kam die Gefahr: Denn Frau Stein lebt mit begrenzten Mitteln. Sie ist auf Unterstützung angewiesen – für Therapien, für Begleitung im Alltag, für ein Mindestmaß an Sicherheit und Stabilität. Das Amt wollte natürlich wissen, was mit dem Erbe ist, ob es Vermögenswerte enthält, auf die der Staat zurückgreifen könnte. Aber um das herauszufinden, hätte ich Kontakt zu Menschen aufnehmen müssen, die sie nicht finden dürfen. Ich habe inzwischen erreicht, dass das Sozialamt die Erbschaft nicht beansprucht. Weil dadurch ihr Leben gefährdet wäre.

Rechtliche Betreuung heißt manchmal auch, sich durch das Dickicht an Paragrafen zu bewegen – nicht, um sich darin zu verlieren, sondern um zu schützen. Für Frau Stein bedeutet das: Ich stelle mich zwischen sie und das, was ihr gefährlich werden könnte. Nicht aus Macht, sondern aus Verantwortung.

Im Alltag wird sie begleitet, beim Einkaufen, bei der Tagesstruktur, bei dem, was für andere selbstverständlich ist. Ich stelle als Betreuerin die Anträge dafür, kämpfe um jede Stunde Unterstützung, die ihr ein Stückchen Teilhabe ermöglicht – an einem Leben, das sie oft kaum noch erträgt. Während ich Formulare ausfülle und mit Behörden ringe – etwa darum, dass täglich wechselndes Betreuungspersonal für sie keine Option ist – kämpft Frau Stein auf ihre Weise: ums Überleben.

Ein Netzwerk aus Therapeutinnen, Psychiatern, Beratungsstellen und Begleiterinnen trägt sie – Menschen, die sie halten sollen. Doch manchmal kann selbst dieses Netz nicht mehr auffangen.

Immer wieder muss sie prüfen, nicht aus Bosheit, sondern aus der tiefen Not, sich zu schützen. Sie muss wissen, wer bleibt, wer verlässlich ist und wer nicht geht, wenn es schwierig wird. Weil sie sich nichts sehnlicher wünscht, als dass endlich einmal jemand bleibt – um ihrer selbst willen. Sie hat gelernt, dass Nähe sie in Gefahr bringt.

Ihr Ich gleicht einem zerbrochenen Spiegel, der in viele kleine Teile zersplittert ist. Jedes Fragment zeigt ein Stück des Ganzen, aber nie alles. An manchen Kanten kann man sich schneiden, andere sind weich. Einige liegen offen da, andere sind tief verborgen unter der Oberfläche. Und manchmal – je nachdem, wie das Licht fällt – blitzt ein Stück auf, das zuvor im Dunkeln lag.

Lena Stein hat ein Ich, das nicht mehr eins ist.

Es ist wie ein Raum mit vielen Türen, von denen nicht alle gleichzeitig offenstehen. Manche schlagen plötzlich auf, andere

bleiben fest verschlossen und wieder andere öffnen sich vielleicht mit der Zeit immer weiter.

Wer gerade spricht, fühlt und kommuniziert – das wechselt, ganz plötzlich. Es ist kein Spiel, das sie spielt, kein Schauspiel, es ist ein Überlebensmechanismus.

Mittlerweile merke ich, wer gerade spricht. Dann höre ich zu, ohne zu werten, und lasse mich ein – auf die Großen und die Kleinen. Denn jeder Anteil hat seine Berechtigung. Manchmal ist Zuhören das Einzige, was Halt gibt und Vertrauen wachsen lässt. Hin und wieder sagt sie: „Das war Larissa.“ Oder: „Die Paulas melden sich momentan wieder öfter.“

Vergangenen Freitag saß ich zwei Stunden bei ihr. Eine akute Krise. Sie erzählte von früher, von Erinnerungen, die sie überfluten und die für sie selbst kaum zu fassen sind. Unbegreiflich. Dennoch fand sie Worte – und Tränen. Für ein kleines Mädchen in ihr, dem so viel genommen wurde, in dem so viel zerbrochen ist. Auch ich konnte den Kloß in meinem Hals nicht mehr hinunterschlucken. Sie hat gesehen, dass ich ebenfalls berührt war – und es war in Ordnung, denn es war echt.

Ich blieb bei ihr, weil ich wusste: Jetzt zu gehen und einfach die Tür hinter mir zuzumachen, das wäre falsch gewesen. Auch wenn es vielleicht so nicht in meinem Aufgabenprofil als Betreuerin steht, sind es genau diese Augenblicke, die mich daran erinnern, warum ich diesen Beruf gewählt habe. Es war ein Moment der Nähe. Ein Moment von Mensch zu Mensch, den wir beide als Schatz in unserem Herzen tragen. Auch wenn sie ihn noch nicht immer festhalten kann, vertraue ich darauf, dass mit jedem dieser Momente etwas wachsen kann, ganz vorsichtig.

Ja, es sind die leisen Anteile, die ich in diesen Situationen besonders spüre. Nicht nur in ihr, auch in mir. Es sind die Stimmen, die nicht laut werden müssen, um gehört zu werden, sondern aufgrund ihrer Behutsamkeit noch lange nachhallen.

Vielleicht sind es genau diese Anteile, die Verbundenheit schaffen, still und tief.

Ich versuche, ihr die Nähe zu geben, die sie braucht – achtsam, mitfühlend und professionell. Gleichzeitig versuche ich, dabei die Balance zu halten: Nicht zu nah. Nähe zulassen, ohne zu überfordern. Nicht zu fern. Abstand halten, ohne zu gehen. Es ist wie ein täglicher Tanz auf einem Seil.

Nach den Gesprächen mit ihr spüre ich, wie viel Kraft mich diese Begegnungen kosten. Ich bin ganz da, aufmerksam, authentisch. Und danach manchmal auch erschöpft. Nicht, weil sie zu viel ist, sondern weil ich alles gegeben habe, was in diesem Moment möglich war.

Die Reflexion kommt später, beim Schreiben oder in der Supervision. Dann spüre ich, wie sehr mich diese Betreuung fordert. Und bin dankbar, dass meine Gefühle auch ihren Platz haben dürfen.

Ich weiß: Es ist in Ordnung, berührt zu sein. Ich darf Anteil nehmen, und ich darf zulassen, dass mich ihre Geschichte bewegt. Gleichzeitig muss ich gut für mich sorgen – damit ich bleiben kann.

Und ich weiß auch: Ich kann sie nicht heilen, ihr kein anderes Leben schenken. Niemand kann das. Das ist eine Wahrheit, an der ich schon so manches Mal verzweifelt bin. Denn es ist schwer auszuhalten, dass ich nicht mehr tun kann, als sie ein Stück ihres Weges zu begleiten. Und genau das tue ich, so gut es geht.

Wenn ich ihre Worte höre, versuche ich, die Welt mit ihren Augen zu sehen, mich einzufühlen und einfach bei ihr zu sein. Dann bin ich ein Gegenüber, das dem Sturm in ihr standhält.

Wenn ich gehe, hoffe ich, dass etwas davon bei ihr zurückbleibt. Etwas, das sie noch einen Augenblick trägt. Und auch ich nehme etwas mit: Eine große Dankbarkeit, für sie in diesen Momenten da sein zu dürfen.

Bei Lena Stein frage ich mich oft: Wie viel Nähe ist genug? Wann wird es für sie zu viel?

Für mich bedeutet professionelle Distanz nicht, Abstand zu halten, sondern bei mir zu bleiben, während ich bei ihr bin.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Professionalität nicht bedeutet, Gefühle auszublenden, sondern ihnen Raum zu geben, ohne dass ich mich in ihnen verliere.

Wenn Gefühle kommen, wollen sie gesehen werden, sie haben einen Grund, sich bei uns zu melden. Sie kennen nur das Jetzt und das, was war. Nach dem, was kommt, fragen Gefühle oft nicht. Die Traurigkeit kennt nicht den Trost von morgen, die Wut nicht die Ruhe nach dem Sturm. Gefühle zuzulassen, ohne dass sie mich überwältigen – das ist Teil meines professionellen Umgangs mit ihnen.

Dann wird Nähe nicht zur Gefahr, zumindest nicht für mich.

Trotzdem: Solche Tage wie der vergangene Freitag gehen an mir auch nach all den Jahren nicht spurlos vorüber.

Im Anschluss bin ich erschöpft, ja. Aber auch erleichtert, und dankbar. Manchmal fühle ich sogar ein stilles Glück. Weil ich spüre, dass ich in diesen Momenten wirklich da bin. Dass ich nicht weglaufe, wenn es schwer wird. Dass ich es aushalten kann. Und dass genau das etwas bedeutet – für sie, und auch für mich.

Diese Betreuung kostet Kraft. Aber sie gibt mir auch etwas zurück: das sichere Gefühl, dass es richtig ist, da zu sein. Immer wieder. Weil daraus Bindung entsteht.

Inzwischen gelingt es mir, das Erlebte am Abend für eine Weile beiseitezulegen – auch wenn ich weiß: Es kommt wieder, in Gedanken und in der Stille danach. Und das darf es.

Dann übe ich mich in Großzügigkeit mir selbst gegenüber. Gefühle bleiben nicht für immer – das weiß ich inzwischen. Sie können nur weniger werden, wenn sie da sein durften. Des-

halb schiebe ich sie nicht weg, nur um scheinbar professionell zu wirken.

In der täglichen Betreuungsarbeit tut es gut, zu wissen, dass ich mich vor meinen eigenen Gefühlen nicht fürchten muss. Sie dürfen da sein, aber sie überwältigen mich nicht. Das schenkt mir Gelassenheit und die Zuversicht, dass ich nicht fliehen muss, auch nicht vor mir selbst. Sondern, dass ich aushalten kann – was auch immer da kommt.

Lena Stein arbeitet therapeutisch an ihrer Geschichte. Das heißt aber auch, dass immer wieder Erinnerungen aufbrechen: Wunden, von denen sie nicht wusste, dass sie in ihr existieren. Mit ihnen lebt sie, jeden Tag.

Gestern fragte sie mich am Telefon – mit der Stimme der fünfjährigen Marie: „Du bleibst doch bei uns, oder?“

Etwas in mir zog sich zusammen. Ich kenne dieses Gefühl, es kommt manchmal, wenn ich den Kindern in ihr begegne.

„Ja“, sagte ich. „Das tue ich. Ich bleibe bei euch.“

Da hörte ich, dass sie weinte. „Dann bis zum nächsten Mal“, verabschiedete sie sich leise.

In diesem Moment spürte ich wieder: Ich kann sie nicht bewahren vor dem, was war.

Aber ich muss auch nicht gehen, wenn sie fragt, ob ich bleibe.

Und vermutlich ist das mehr, als sie je hatte.



## Zwischen den Tönen

Es war ein kalter Wintermorgen, als ich nach Darmstadt fuhr, um Frau Schumann im Pflegeheim zu besuchen. Seit ihrem Schlaganfall<sup>25</sup> vor einigen Monaten war ich ihre rechtliche Betreuerin.

Ihr Zimmer lag am Ende des Flurs – ein Einzelzimmer, das von der Wintersonne, die durch die halb geöffneten Vorhänge schien, gewärmt wurde.

Helen Schumanns Welt bestand aus Stille. Sie war beidseitig gelähmt, wurde über eine Magensonde ernährt und konnte nicht mehr sprechen. Sie verbrachte ihre Zeit im Bett, gleichförmig und lautlos – von einem Tag zum nächsten, gefangen in einer Zeitschleife und einem Körper, der nicht mehr das tat, was sie wollte.

Früher war sie Grundschullehrerin – mit ganzem Herzen, wie ihre Tochter einmal sagte. Ihre Augen hatten geleuchtet, wenn sie von ihren Schülern gesprochen hatte. Von den Liedern, die sie mit ihnen gesungen hatte, und von den kleinen Bastelarbeiten, die ihr Zimmer zum Teil heute noch schmückten.

An diesem Morgen öffnete ich vorsichtig die Tür zu ihrem kleinen Reich. Als sie mich sah, lächelte ich ihr zu.

„Guten Morgen, Frau Schumann“, sagte ich leise. Unsere Blicke begegneten einander, und ich setzte mich zu ihr, auf einen Stuhl, der immer neben ihrem Bett bereitstand – so, als wartete sie darauf, dass sich jemand zu ihr setzte. Ich nahm ihre Hand behutsam in meine, drückte sie sanft und strich mit meinem

---

<sup>25</sup> Schlaganfall: plötzliche Durchblutungsstörung im Gehirn, die zu Ausfällen von Funktionen wie Bewegung, Sprache oder Bewusstsein führen kann.

Daumen über ihre warme, faltige Haut. Wenn Sprache nicht möglich ist, bleibt oft nur Berührung, um Nähe zu schaffen.

Bei meinen Besuchen erzählte ich ihr von der Welt da draußen – von dem, was sich veränderte, während ihre Welt in sich ruhte.

Im Winter sprach ich von den kahlen Bäumen, den überfüllten Geschäften, der Kälte und dem Schnee, auf den sich vor allem die Kinder freuten. Durch ihr Fenster schaute sie auf den Pausenhof einer Schule, direkt auf der anderen Straßenseite. Ich fragte mich, was Frau Schumann durch den Kopf ging, wenn sie die Kinder dort rennen und toben sah. Dachte sie daran, wie es war, als auch sie noch laufen konnte? Erinnernte sie sich an ihre Zeit als Lehrerin? War sie wehmütig, dass diese Zeit nicht mehr wiederkam? Oder freute sie sich vielleicht einfach, die Kinder zu sehen, und dachte gar nicht über das nach, was sie nicht mehr hatte?

In der Vorweihnachtszeit brachte ich ihr einmal eine rote LED-Kerze mit und stellte sie auf ihren Nachttisch. Als das Licht – fast wie bei einer echten Kerze – anfang zu flackern, strahlte Helen Schumann über das ganze Gesicht.

Im Frühling erzählte ich ihr von den ersten Blumen im Garten, wir schauten gemeinsam auf die spielenden Schulkinder. Ich beobachtete, wie sie die sanfte Wärme der Frühlingssonne genoss und ihr Gesicht in Richtung Fenster drehte, um noch ein paar Sonnenstrahlen aufzufangen.

Trotzdem gab es auch Momente, in denen die Stille wie ein schwerer Mantel über dem Raum lag und ich mich fragte, ob meine Worte sie überhaupt erreichten oder einfach in der Lautlosigkeit verblassten.

Doch dann kam ein besonderer Tag: Ich saß an Frau Schumanns Bett, hielt ihre Hand und sprach mit ihr, zwischendurch schwiegen wir gemeinsam. Da geschah mit einem Mal etwas ganz Wunderbares: Ich hörte eine leise Stimme, mitten in der Stille.

Es war das Kinderlied „Alle Vögel sind schon da“.

Ich schaute zu Frau Schumann und sah, dass es wirklich sie war, die da sang. Ihre Worte klangen so klar und deutlich, ihre Stimme glockenhell, wie aus einer anderen Zeit. Sie sang alle Strophen – bis zum Ende.

Im ersten Augenblick war ich so überrascht, dass mein Herz schneller schlug. Dann spürte ich, wie Tränen der Freude in mir aufstiegen. Ihre Augen leuchteten – sie hatte es trotz ihrer Lähmung und Sprachlosigkeit geschafft, einem ganz besonderen Teil von sich eine Stimme zu geben. So wie die Vögel in diesem Lied im Frühling zurückgekehrt sind, so hatte auch das Leben in Frau Schumann einen Weg gefunden, sich zu zeigen.

Noch lange an diesem Tag begleitete mich Frau Schumanns Stimme. Immer wieder hörte ich sie in Gedanken singen. Es klang so lebendig und leicht, wie ein vertrauter Refrain aus Kindheitstagen, dessen Bedeutung für mich weit über die eines Kinderlieds hinausging. Es war ein wunderbares Geschenk, diesen Moment miterleben zu dürfen. Und ich frage mich, wie viele Stimmen wohl ungehört bleiben – nicht, weil sie verstummt sind, sondern, weil wir sie gar nicht mehr erwarten.

Seitdem höre ich – auch in der Stille – noch genauer hin.

In den folgenden Monaten wurde das Singen fester Bestandteil unserer Begegnungen. Sobald ich ihr Zimmer betrat, stimmte sie sofort die ersten Töne an – leise, aber stets melodie- und textsicher. Auch das Pflegepersonal kam manchmal vorbei, um für einen kleinen Moment zuzuhören. Andere Bewohner warfen neugierige Blicke durch ihre Zimmertür, manche kamen herein, einige sangen sogar mit, andere hörten schweigend zu. Dieser sonst so stille Raum war mit einem Mal voller Leben.

Es fasziniert mich immer wieder, wenn ich miterlebe, dass Kommunikation so viel mehr sein kann als Sprache und auf ganz unterschiedliche Weise stattfindet. Frau Schumann konnte zwar nicht mehr sprechen, aber sie erzählte mit ihrer Stimme

Geschichten. So, als würde sie sagen: „Hört, ich bin immer noch da.“

Ihre stille Bescheidenheit beeindruckte mich tief. Es gab keinen Tag, an dem ich sie verbittert oder klagend erlebte. Stattdessen lächelte sie fast immer und ertrug ihr Schicksal mit so viel Dankbarkeit, wie ich es nur selten gesehen habe. Es war wie ein stilles Einverständnis mit dem Leben, das sie nun führte. Als genügte ihr, was sie noch hatte: Menschen, die sie versorgten, hin und wieder jemand, der ihre Hand hielt, Sonnenlicht, das durch ihre Vorhänge fiel – und eine Stimme, mit der sie singen konnte.

Frau Schumann brachte mich mit Gefühlen in Kontakt, die mir auch in späteren Betreuungen hin und wieder begegnet sind: Mir wurde bewusst, wie oft wir uns im Alltag über Kleinigkeiten ärgern, wie viel Energie wir in Sorgen und Streit investieren, während da ein Mensch liegt, ernährt über eine Sonde, gewickelt wie ein Baby, gefangen in einer Welt, deren Grenzen ein kleines Zimmer vorgibt. Wenn dieser Mensch trotz alledem erfüllt ist von einer tiefen Zufriedenheit und nicht hadert mit dem, was ist, liegt darin eine innere Größe, die mich jedes Mal aufs Neue berührt. Dann spüre ich Demut, Dankbarkeit und den Wunsch, mir von Frau Schumanns Haltung etwas für das, was in meinem eigenen Leben noch kommen mag, zu bewahren.

Hinter Frau Schumanns Tür herrschte stets eine ganz besondere Atmosphäre – es war ruhig, warm und hell in ihrem Zimmer, auch wenn es draußen grau war. Ich hatte das Gefühl, dass sie noch so viel mehr gegeben, gesagt und geteilt hätte, wenn es ihr möglich gewesen wäre.

Einmal saß ich bei ihr, als sie gewaschen werden sollte. Das Pflegepersonal bat mich – aus Rücksicht auf ihre Intimsphäre – aus dem Zimmer. Doch Frau Schumann nahm meine Hand

und hielt sie fest. Ihr Blick sagte: *Bitte bleib*. Also blieb ich, weil sie es sich wünschte.

Noch heute sehe ich das Bild vor mir, wie sie nackt im Bett lag, schutzlos, ausgeliefert, mit nur einem Unterschenkel. Den anderen hatte sie sich einige Wochen zuvor beim Umlagern gebrochen – ohne erkennbare äußere Einwirkung. Im Krankenhaus zeigte sich, dass ihre Knochen inzwischen brüchig waren wie Glas. Das Bein heilte nicht, und schließlich musste der Unterschenkel amputiert werden.

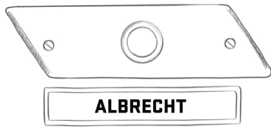
Ihre großen, strahlenden Augen, ihr schmaler Körper, die kinnlangen Haare, die ihr in die Stirn fielen, und dieses Lächeln mit den weit auseinanderstehenden Zähnen – all das erinnerte mich an die wunderbare Unbedarftheit eines Kindes: offen, vertrauensvoll und zuversichtlich. Sie wirkte so zerbrechlich und zugleich so stark. Eine Kombination, die mich tief beeindruckt hat.

Ich saß also an ihrem Bett, während die Pflegerinnen sie wuschen, und wusste nicht, wohin ich schauen sollte – aus Scham, aus Unsicherheit und aus dem Wunsch heraus, ihr diese Form der Würde zu lassen. Es war mir unangenehm, sie in dieser Verletzlichkeit zu erleben. Aber sie sah mich die ganze Zeit einfach nur an, mit einem Blick, der getragen wurde von Gelassenheit und Selbstverständlichkeit, fast so, als wollte sie sagen: „Es ist alles gut.“

In diesem Moment wurde mir bewusst, wie unterschiedlich Würde empfunden werden kann. Für Frau Schumann war es völlig normal, gewaschen zu werden und in Windeln dazuliegen. Für mich war es eine Ausnahmesituation. Ich fühlte mich fehl am Platz, wollte sie schützen, indem ich draußen wartete – aber sie hatte längst entschieden, dass meine Anwesenheit für sie kein Eingriff, sondern ein Zeichen der Nähe war. Da begriff ich: Meine Hand in diesem Moment festzuhalten und mich bei sich zu haben, war ein Akt der Selbstbestimmung.

In meinen Seminaren für rechtliche Betreuer und diejenigen, die es werden wollen, spreche ich oft von genau diesen Momenten, in denen die nonverbale Kommunikation das Ruder übernimmt – mit Blicken, Berührungen und dem, was zwischen den Zeilen liegt.

Wenn ich die Melodie heute höre, sehe ich nicht nur die Vögel vor meinem inneren Auge, die zwitschernd und trällernd den Frühling begrüßen. Ich höre auch Frau Schumanns Stimme, denke an ihr Lächeln und spüre ihre stille Bescheidenheit. Durch sie durfte ich erfahren, wie viel Nähe möglich ist, auch wenn das gesprochene Wort längst verstummt ist.



Die Kellertür

Die Tür war alt, schwer und verzogen. Wenn sie ins Schloss fiel, gab es einen dumpfen Schlag. Fast so, als wollte sie das, was draußen war, aussperren und das, was drinnen war, für sich behalten. Der Nachhall dieses Geräuschs hatte etwas Beklemmendes und erzählte von einem Ort, an dem es längst keine Wärme und Sicherheit mehr gab.

Als ich das erste Mal dort war, fiel gerade der erste Schnee, und es war bitterkalt. Aber die Kälte draußen war nichts im Vergleich zu dem, was sich hinter den Mauern dieses Gebäudes abspielte, in dem Herr Albrecht wohnte.

Es ist fast zehn Jahre her, dass ich seine Betreuung übernahm. Damals konnte ich nicht ahnen, wie sehr mich diese Aufgabe an meine Grenzen bringen würde, nicht nur als Betreuerin, sondern auch als Mensch. Zwar war mir von Anfang an klar, dass dieser Fall herausfordernd werden würde. Aber er schien machbar, wie viele andere zuvor. Wie tief er mich jedoch erschüttern würde, sollte ich erst mit der Zeit erfahren.

Im November lernte ich Günther Albrecht kennen. Gemeinsam mit zwei Polizisten fuhr ich zu dem großen, weitläufigen Grundstück in Königstein im Taunus. Mit jedem Kilometer schlug mein Herz schneller. Die Beamten trugen schussichere Westen – ich nicht. Als wir in einer Seitenstraße parkten, um das Risiko eines Angriffs zu minimieren, wurde mir zum ersten Mal wirklich bewusst, wie ernst die Lage war.

Als wir das Haus erreichten, fragte ich mich, ob ich stark genug war, dem standzuhalten, was mich dort möglicherweise erwartete.

Wir gingen um das Haus herum, durch den Garten, in Richtung Kellereingang. Der gefrorene Schnee machte jeden Schritt unsicher – einer der Polizisten lief vor mir eine Steintreppe hinunter, rutschte aus und landete auf seinem Allerwertesten. Er lachte auf und unterbrach damit für einen kurzen Moment die Anspannung. Doch es war nur ein kurzes Innehalten, wir mussten weiter.

Bald standen wir vor der schweren Stahltür, die das Außen vom Innen fernhalten sollte. Sie war nur angelehnt, sodass wir das Innere des Hauses betraten – die Polizisten gingen voraus, ich folgte ihnen zögerlich. Immer wieder drehte ich mich erschrocken um, aus Angst, jemand könnte von hinten kommen.

Zunächst gelangten wir in einen kleinen Vorraum, der wie ein Windfang wirkte, an den sich jedoch kein Wohnraum anschloss. Die Scheibe der nächsten Tür war zerschlagen. Daneben lehnte ein Spaten als stummer Zeuge der Gewalt, die hier offenbar stattgefunden hatte.

Ich fühlte mich fehl am Platz, wie eine Fremde in einer Welt, in der ich mich nicht auskannte. Es war wie in einem Film, in dem rohe Gewalt zum Alltag gehörte.

Wir gingen weiter und gelangten in den eigentlichen Keller. Es gab zwei Räume: beide kalt, feucht und dunkel. Als ich auf dem Boden eine Matratze und daneben eine alte, löchrige Woldecke liegen sah, musste ich unweigerlich an ein Verlies denken. Hier gab es keine Heizung und kein Licht. Im hinteren Raum war ein kleines Waschbecken, davor lag eine umgedrehte Holzkiste. Darauf stand ein Teller mit einer einzelnen Scheibe Brot, die so trocken war, dass sich die Ränder bereits nach oben bogen.

Die Vorstellung, dass hier jemand Tag und Nacht ausharrte, verursachte ein flaeses Gefühl in meinem Magen. Ich war fassungslos und konnte nicht begreifen, was hier vorging.

Es gab eine Tür, die vermutlich nach oben in die Wohnräume führte – von der Kellerseite aus war sie mit Latten und Brettern verbarrikadiert. Wie ein selbstgebauter Schutzwall gegen das, was einst die eigene Familie war. Herr Albrecht hatte sich selbst ausgeschlossen, aus Angst, dass in der Nacht jemand kommen könnte. Wenn er schlief und sich nicht wehren konnte.

Ins Erdgeschoss und in die obere Etage habe ich nie einen Fuß gesetzt. Seine Frau ließ niemanden hinter die Mauern blicken. Sie lebte oben, mit ihrem fünfunddreißigjährigen Sohn – und schlief mit ihm in einem Bett. Persönlich gesehen habe ich sie nie. Nur als Schatten hinter den Gardinen ist sie mir begegnet. Manchmal bewegte sich der Vorhang, als würde sie das Grundstück überwachen – wie eine Katze auf der Lauer.

Aber ich habe sie gehört. Auf meiner Mailbox, und wenn sie die Fenster im Obergeschoss aufriss und schrie, wir sollten das Grundstück sofort verlassen. Ich habe ihre Worte gelesen, in den E-Mails, mit denen sie mich davor warnte, wiederzukommen.

Auch der Sohn blieb unsichtbar, als hätte das Haus ihn verschluckt. Trotzdem war die Präsenz von Mutter und Sohn überall spürbar. Mit einer unsichtbaren Macht herrschten die beiden in dieser Festung über das Anwesen. Und Herr Albrecht war ihr Gefangener im Keller.

Er war groß und hager, fast dürr. Bei meinem ersten Besuch stand er plötzlich vor mir – im hinteren Kellerraum, gehüllt in einen fleckigen braunen Bademantel. Er wirkte nicht wie jemand, der in Gewalt lebte, und doch sprach vieles dafür. Sein Blick war leer, als hätte er längst aufgehört, an einen Ausweg zu glauben. In seinem Gesicht lagen Verzweiflung und Angst. Und etwas Tieferes: eine stille, aber starke emotionale Abhängigkeit, die ihn wie ein unsichtbares Band an diesen Ort fesselte.

Bei dieser ersten Begegnung hatte ich das Gefühl, er sei erleichtert, dass endlich jemand kam. Er sprach leise und blickte sich immer wieder um – als fürchtete er, jemand könnte zuhören.

Flüsternd fragte er: „Glauben Sie, dass ich das verdient habe?“ Und ich wusste nicht, ob er von der Gewalt sprach oder von der Hilfe.

Ein paar Tage später kehrte ich zurück, wieder in Begleitung der beiden Polizisten. Ich bot Herrn Albrecht einen Platz in einer Einrichtung an, aber ich spürte bereits, dass er mir auswich. Als ich am nächsten Tag kam, um ihn abzuholen, war er verschwunden. Auf seiner Matratze lag ein Zettel: „Ich kann hier nicht weg, ich muss bei meiner Familie bleiben. Danke für alles.“

Ich musste schlucken, als ich seine Worte las. Es fühlte sich an, als hielte ich einen Abschiedsbrief in den Händen. Ein Gefühl der Ohnmacht machte sich in mir breit, denn seine Worte waren höflich, fast zu höflich. Und genau das ließ sie wie ein stilles Ende wirken. Sie klangen endgültig, nicht nach „vielleicht“ oder „ein anderes Mal“.

Ich vermute, er hatte diese Zeilen nicht aus freien Stücken geschrieben – entweder hatte ihn seine Frau oder die emotionale Abhängigkeit von seiner Familie dazu gezwungen. Da war eine große Ambivalenz in ihm: Er sehnte sich nach Schutz und Sicherheit und hatte zugleich Angst vor dem, was passieren könnte. Wie würde seine Frau reagieren? Würde sie ihn suchen? War er jemals wirklich frei, wenn er ging?

Mein erster Gedanke war: *Ich habe es nicht geschafft, ihn hier rauszuholen.*

Je länger ich über diese Worte nachdachte – und über das, was zwischen den Zeilen lag –, desto klarer wurde mir: Genau so war es. Ich hatte es nicht geschafft, weil er es so entschieden hatte – nicht, weil ich versagt hatte. Diese Erkenntnis war wichtig.

Und ich war froh, als sie sich einstellte, denn sie nahm mir eine große Last von den Schultern.

Ich musste seine Entscheidung akzeptieren, so schwer mir das auch fiel. Es ging nicht um sein Wohl – also das, was ich für ihn als das Beste angesehen hätte –, sondern allein um seinen Willen.

Wenn ich heute an diese Betreuung zurückdenke, erinnere ich mich nicht nur an das Gefühl der Ohnmacht, sondern auch an die Spuren der Gewalt, die so nah und nicht zu übersehen waren: Die zerschlagene Scheibe. Der Spaten an der Wand. Der Anruf bei der Polizei, in dem er schrie, dass sie ihn umbringen wollte. Und schließlich die Steine, die sie aus dem Fenster warf, als ich mit der Polizei vor dem Haus stand.

Ich hatte Angst, echte körperlich spürbare Angst. Es war keine bloße Sorge, sondern die dringliche Befürchtung, dass jederzeit etwas Unkontrollierbares geschehen könnte. Dass ich zur falschen Zeit am falschen Ort sein und niemand es verhindern könnte.

Ich vermute, dass die Polizisten genau deshalb darauf bestanden, mich nicht allein zu ihm fahren zu lassen. Dafür war ich dankbar. Es zeigte mir, dass jemand die Situation genauso ernst nahm wie ich. Das gab mir Sicherheit und das Gefühl, nicht allein zu sein.

Trotzdem: In den Nächten nach den Besuchen bei Günther Albrecht fand ich kaum Schlaf. Ich wälzte mich hin und her, suchte nach einer Lösung, die es nicht gab. Immer wieder stellte ich mir die Frage, ob ich ihn nicht im Stich ließ, wenn ich mich selbst schützte.

Eine anfangs noch leise Stimme in mir wurde immer lauter: Diese Betreuung konnte ich nicht weiterführen. Ich hatte meine persönliche Grenze erreicht. Das war keine Schwäche. Es war Verantwortung – mir selbst gegenüber.

Dennoch schämte ich mich. Ich kämpfte mit dem Gefühl, versagt zu haben. Vielleicht hatte ich nicht genug getan. Vielleicht würde man mir bei Gericht mangelnde Professionalität unterstellen. Ich wollte es gut machen, am liebsten perfekt.

Stattdessen habe ich aufgegeben. Ich fühlte mich, als wäre ich gescheitert.

Heute weiß ich: Es war kein Versagen, sondern eine wichtige Erkenntnis. Wahre Professionalität bedeutet auch, die eigenen Grenzen zu kennen, sie zu achten – und sich selbst zu schützen.

Nach ein paar Tagen fand ich den Mut, bei Gericht einen Betreuerwechsel zu beantragen, wegen Unzumutbarkeit. Die zuständige Richterin reagierte sofort. Ich informierte die Polizei und spürte auch dort Erleichterung. Mir fiel eine riesengroße Last von den Schultern, ich fühlte mich besser und konnte endlich wieder schlafen.

Es tat gut, zu erleben, dass meine Entscheidung nicht als Schwäche gewertet wurde, sondern als das, was sie war: ein notwendiger, verantwortungsbewusster Schritt.

Ich bin nicht mehr dort gewesen. Die Tür zu seinem Keller fiel nur in meiner Vorstellung ein letztes Mal ins Schloss. Bis heute weiß ich nicht, wie es mit Herrn Albrecht weiterging. Aber manchmal ist es leichter, Unsicherheit auszuhalten als mit einer schlimmen Gewissheit zu leben.

Manche Türen bleiben verschlossen. Nicht, weil wir sie nicht öffnen könnten, sondern weil der Mensch dahinter nicht bereit ist.

In dieser Betreuung habe ich gelernt, wie wichtig es ist, meinem eigenen Bauchgefühl zu vertrauen. Ich nenne es in meinen Seminaren das „professionelle Bauchgefühl“, weil ich erlebt habe, wie zuverlässig es uns schützen kann, wenn der Verstand noch zögert.

Auch betreute Menschen haben dieses Bauchgefühl: eine innere Stimme, die spürt, was schon möglich ist – und was

vielleicht noch nicht geht. Allzu oft wird ihnen dieses Gefühl abgesprochen, als zähle nur das rationale Argument.

Doch wir alle – die Menschen, die wir begleiten, und wir selbst – sollten auf diese Stimme hören. Denn Entscheidungen, die nicht nur vom Kopf, sondern auch vom Bauch getragen werden, sind oft die nachhaltigsten. Sie müssen nicht den Vorstellungen Dritter entsprechen, um gut zu sein. Es reicht, wenn sie sich stimmig anfühlen – für denjenigen, der sie trifft.

Vielleicht war es auch Herrn Albrechts Bauchgefühl, das ihn bei seiner Familie bleiben ließ. Nicht, weil es dort sicher war, sondern vertraut. Manchmal ist das, was wir kennen, selbst wenn es zerstörerisch ist, weniger beängstigend als das Unbekannte.

So erzählen auch Türen, die sich nicht öffnen lassen, eine Geschichte – von Angst, Verantwortung und Entscheidungen, die niemand Drittes verstehen muss, wenn sie für die Person selbst vielleicht der einzige Weg sind.



## Der passende Rahmen

An der Wand gegenüber lehnt ein Bild, das sie erst vor Kurzem gemalt hat. Die Farben sind kräftig aufgetragen, als wolle sie der Welt zeigen, dass sie es noch immer kann.

Daneben befindet sich eine Bildersammlung, einige Werke zeigen Reproduktionen von Frida Kahlo, andere sind selbst gemalt – farbenfroh, ausdrucksstark und voller Emotionen.

Therese Kanta sitzt in ihrem Sessel und schaut mich ruhig an.

„Ein Bild braucht den passenden Rahmen, sonst wirkt es nicht“, sagt sie leise, aber bestimmt, und fährt mit den Fingern über die Kante ihres letzten Kunstwerks.

In diesem Moment wird mir klar, wie sehr ihre Worte nicht nur für das Bild, sondern auch für ihr Leben gelten.

Als ich vor elf Jahren ihre Betreuung übernahm, wusste ich noch nicht, dass die Zeit mit Frau Kanta mein Verständnis von Betreuungsarbeit elementar beeinflussen würde.

Sie leidet an einer schweren paranoiden Schizophrenie, die meisten Medikamente zeigen bei ihr keine Wirkung. Das eine Antipsychotikum<sup>26</sup>, das hilft, verursacht schlimme körperliche Nebenwirkungen, die laut ihrer damaligen Psychiaterin, Frau Dr. L., „ausschließlich in ihrem Kopf vorhanden“ seien.

„Eine Frau in ihrem Zustand gehört ins Heim“, ließ Frau Dr. L. bereits bei unserem ersten Treffen in meine Richtung verlauten, ohne Frau Kanta dabei anzuschauen. „Sie ist nicht mehr in der Lage, allein zu leben. Das ist meine Einschätzung.“

---

26 Antipsychotikum: Medikament zur Behandlung psychotischer Symptome wie Wahn oder Halluzinationen – wirkt oft auch beruhigend.

Therese Kanta, damals Anfang sechzig, sah mich an – mit einer Mischung aus Angst und Traurigkeit. „Ich möchte aber in meiner Wohnung bleiben“, sagte sie leise. „Da habe ich meine Bilder, meine Bücher. Ich habe früher Nachhilfe gegeben, wissen Sie? Ich bin nicht dumm. Nur manchmal ist da die Krankheit.“

Das Betreuungsrecht soll die Selbstbestimmung der betreuten Menschen fördern und erhalten. Von ihren Wünschen darf nur dann abgewichen werden, wenn ihr Wille krankheitsbedingt nicht frei gebildet werden kann – und dadurch für sie eine konkrete und erhebliche Gefahr entsteht.

Für die Beurteilung, ob ein Wille „frei“ ist, reicht medizinisches Fachwissen allein oft nicht aus. Es braucht auch Empathie, Geduld und die Bereitschaft, zuzuhören, um herauszufinden, wo die – oft fließende – Grenze verläuft.

Die folgenden zehn Jahre wurden zu einem stetigen Balanceakt. Während Frau Dr. L. bei jeder Gelegenheit auf eine Heimunterbringung drängte, bauten Frau Kanta und ich ein Unterstützungsnetzwerk auf, das ihr ein Leben in ihrer Wohnung ermöglichte: Ein ambulanter Pflegedienst kam fünfmal wöchentlich, eine Haushaltshilfe sowie das ambulante betreute Wohnen kamen an jeweils zwei Tagen pro Woche. Fast jeden Tag war jemand da.

Wenn Frau Kanta mich anrief und fragte, „Was soll ich denn machen?“, versuchte ich, zwischen den Zeilen herauszuhören, was in diesem Moment hilfreich sein könnte.

Denn der Rahmen, den wir einem Bild geben, darf es nicht dominieren. Er soll dem Bild Halt geben und dessen Stärken zur Geltung bringen, ohne sich in den Vordergrund zu drängen. Und er soll das Bild vor schädlichen Einwirkungen von außen schützen.

Die rechtliche Betreuung war für Frau Kanta über all die Jahre ein solcher Rahmen: stabil, aber nicht starr. Sie gab ihr

Halt und ließ ihr gleichzeitig Raum für eigene Entscheidungen und ihren eigenen Weg. Denn genau das ist Betreuung: unterstützen, anstatt Entscheidungen abzunehmen.

„Sie unterschätzen die Gefahr“, warnte Frau Dr. L. „Bei einer chronifizierten paranoiden Schizophrenie mit Wahnvorstellungen und Halluzinationen ist eine selbstständige Lebensführung in diesem Alter nicht mehr dauerhaft möglich. Auch nicht mit Medikamenten. Frau Kanta muss endlich ins Heim.“

Einmal, bei einem besonders angespannten Gespräch, in dem die Psychiaterin wieder einmal vehement für eine Heimunterbringung plädierte, verließ Frau Kanta den Raum – wortlos und sichtlich erschöpft. Für einen kleinen Moment war es still. Frau Dr. L. sah aus dem Fenster, als suchte sie etwas. Ich wollte gerade aufstehen und nach Frau Kanta sehen, als Frau Dr. L. sich plötzlich zu mir umdrehte. „Sie ist genauso stur wie meine Mutter“, sagte die Ärztin. Dann schaute sie zur Seite. „Die hat auch keine Hilfe angenommen. Am Ende ist sie gestürzt und kam nie wieder auf die Beine.“ Ihre Stimme war brüchig, fast abwesend. Dann räusperte sie sich, als hätte sie zu viel gesagt. „Aber das hier ist natürlich eine ganz andere Situation. Medizinisch gesehen ist eine Heimunterbringung angezeigt.“

Es war das einzige Mal, dass ich bei Frau Dr. L. so etwas wie einen Riss in ihrer Fassade wahrnahm. Als hätte für einen kurzen Moment etwas Persönliches das Fachliche überlagert. Ich wusste nicht, ob mich das irritierte oder berührte – doch es ließ mich ihre Haltung besser verstehen

Menschen mit Frau Kantas Diagnose sind häufig betreuungsbedürftig – insbesondere, wenn sich die Krankheit in einem ausgeprägten Verfolgungswahn äußert, der von akustischen Halluzinationen begleitet wird: Stimmen, die drohen, verunsichern und beeinflussen. Wenn sich das Denken, das Fühlen und sogar das Handeln nur noch um den Wahn und

die Stimmen drehen, fehlt den betroffenen Menschen oft die Einsicht, krank zu sein. Gleichzeitig leben viele Menschen, die schizophren erkrankt sind, in häuslicher Umgebung, wenn keine akute Selbst- oder Fremdgefährdung besteht. Denn das Betreuungsrecht lässt keinen automatischen Rückschluss von der Erkrankung auf einen unfreien Willen zu. Entscheidend ist allein der individuelle – subjektive – Einzelfall.

An einem Montag im Frühling vor etwa anderthalb Jahren rief mich der Pflegedienst „Hand in Hand“ an, von dem Therese Kanta versorgt wurde. Sie war am Samstagmorgen in ihrer Wohnung gestürzt und hatte das Wochenende allein auf dem Boden ihres Schlafzimmers gelegen, unfähig, sich zu bewegen. Sie war dehydriert und verängstigt, ihr ganzer Körper schmerzte. Ihr Arm war übersät mit Hämatomen, über dem Auge klaffte eine Platzwunde. Sie hatte ein Liegetrauma<sup>27</sup> erlitten sowie einen komplizierten Harnwegsinfekt, der bereits auf die Nieren übergegriffen hatte.

Als ich sie im Krankenhaus besuchte, war ihr Gesicht blass und eingefallen, ihre Augen waren leer und müde.

„Ich lag da und konnte mich nicht rühren“, sagte sie leise. „Die Tapete an der Wand ... ich habe sie angestarrt, stundenlang. Ich dachte, wenn ich jetzt die Augen zumache, wache ich vielleicht nicht mehr auf.“ Sie machte eine Pause. „Ich habe an meine Nachhilfeschüler gedacht. An einen Jungen, der nie an sich geglaubt und dann doch das Abi geschafft hat. An meine Bücher und das Bild, das ich noch fertig malen wollte. Ich dachte: Wenn ich jetzt sterbe, erinnert sich niemand an mich.“ Sie sah mich an. „Ich will noch nicht sterben. Und ich will vor allem nicht vergessen werden.“

---

27 Liegetrauma: körperliche Schäden, die durch langes unbewegliches Liegen entstehen, z. B. Druckgeschwüre.

Sie wirkte in diesem Moment völlig klar, als hätte die Erfahrung der vergangenen Tage etwas in ihr geordnet.

„Ich glaube, ich schaffe es nicht mehr allein in meiner Wohnung. Ich hab’ Angst, dass das noch mal passiert und dann wieder niemand da ist – das will ich nicht noch einmal erleben.“

Es war ihr eigener Entschluss. Nicht das Ergebnis des beharrlichen Drängens durch Frau Dr. L. Keine Entscheidung, die ich als Betreuerin für sie getroffen habe. Sondern Frau Kantas freier Wille – trotz ihrer Erkrankung.

Ein Sturz wie dieser hätte jederzeit passieren können. Das Risiko war da – wie bei vielen älteren Menschen. Aber Verletzlichkeit gehört zum Leben. Risiken bestehen nicht nur für Menschen, die älter oder psychisch erkrankt sind – sie betreffen uns alle. Ein Risiko allein rechtfertigt nicht, jemanden gegen seinen Willen in ein Heim zu geben. Entscheidend ist, ob ein Mensch seine Situation erfassen und abwägen kann. Auch Menschen mit psychischen Erkrankungen können einen freien Willen haben – und das Recht, selbst über ihr Leben zu entscheiden.

Heute, ein Jahr später, lebt Frau Kanta in einem Pflegeheim, einer Einrichtung, für die sie sich selbst entschieden hat. Als zunächst nur ein Platz in einem anderen Seniorenheim, in einer anderen Stadt, verfügbar war, beschlossen wir gemeinsam, dass sie diesen vorübergehend annimmt. Sobald in ihrer Wunsch-einrichtung ein Platz frei würde, könnte sie wechseln. Genau so haben wir es gemacht.

Frau Dr. L. sieht es als „ihren Erfolg“ an, dass Frau Kanta nicht mehr in ihrer Wohnung lebt. Frau Kanta und ich sehen das anders. Entscheidend war nicht der Druck von außen – ganz im Gegenteil: Sie hat diese Entscheidung für sich selbst getroffen, als der Zeitpunkt für sie richtig war. Ich habe darauf vertraut, dass sie spürt, wann dieser Tag da sein würde.

„Wissen Sie“, sagte sie bei einem meiner Besuche, „Frida Kahlo hat einmal gesagt: ‚Ich male Blumen, damit sie nicht sterben.‘ Ich male Bilder, damit von mir nicht alles stirbt. Die Bilder bleiben.“

Frau Kantas Betreuung hat mir einmal mehr vor Augen geführt, dass hinter jeder Diagnose ein Mensch steht – mit eigenen Wünschen und Bedürfnissen, die gehört werden wollen, mit Erfahrungen, die prägen, und mit Entscheidungen, die zählen.

Therese Kantas Bilder sind Ausdruck ihrer Persönlichkeit, ihrer Geschichte, ihrer Ängste und ihrer Hoffnungen. Meine Aufgabe ist es, sie zu unterstützen, wenn sie auf der Suche nach dem passenden Rahmen ist – für ihre Kunst und für ihr Leben.

Manchmal bedeutet das auch, loszulassen und ihr zuzutrauen, ihren eigenen Weg zu gehen. Auch wenn er schmal ist und sie vielleicht von ihm abkommen könnte – dieses Recht hat sie. Denn dieses Recht haben wir alle.

Manchmal kann der passende Rahmen für Frau Kanta auch sein, dass ihr für einen Moment zugehört wird. Wenn sie mehrmals wöchentlich anruft und fragt: „Was soll ich denn jetzt machen? Ich weiß nicht mehr weiter.“ Und ich antworte: „Wollen Sie mir erzählen, was los ist?“ Dann haben ihre Gedanken manchmal schon nach einer Viertelstunde wieder einen Rahmen.

Eine Viertelstunde, von der ich mir wünschen würde, dass wir sie uns häufiger nehmen könnten. Nicht nur für Frau Kanta. In einer Welt, die viel zu oft nach schnellen Lösungen sucht, sind Geduld und Zuversicht vielleicht der größte Beitrag, den wir als Betreuer leisten können.

Frau Kanta nimmt mich mit in den Aufenthaltsraum, wo jetzt ihr Bild an der Wand hängt. Stolz zeigt sie es mir: Die Farben leuchten, der Rahmen ist schlicht und passt gut zu dem aus-

drucksstarken Motiv. Therese Kanta betrachtet ihr Werk und nickt zufrieden. „So ist es gut“, sagt sie.

Ich weiß: Der Rahmen passt – für das Bild. Und für ihren Wunsch, dass etwas von ihr bleibt.



## Schneeflocken

Als ich die kleine Erdgeschosswohnung in Hanau betrete, in der Emil mit seiner Mutter lebt, umgibt mich sofort ein Duft von frischer Minze, Zitrone und Lavendel. Das kleine Windspiel an der Tür läutet leise. Karin Steinbach empfängt mich mit einem herzlichen und zugleich müden Lächeln, das nicht vorgibt, dass alles gut ist, sondern vielmehr die leise Zuversicht in sich trägt, dass es weitergeht – irgendwie.

Sie bittet mich ins Wohnzimmer, wo Emil am Fenster sitzt und auf die Straße hinausschaut. Draußen, auf dem Fenstersims, lassen sich die ersten Schneeflocken tanzend nieder. Der Winter kommt mit großen Schritten. Für Karin Steinbach und ihren Sohn ist es die Jahreszeit, in der die Erinnerungen an damals noch näher sind als sonst.

Emil beobachtet ein kleines Mädchen, das einen Holzschlitten über den Bürgersteig zieht, und winkt ihm fröhlich zu. Die letzten Vögel machen sich auf in Richtung Süden, während sich das Licht der untergehenden Sonne auf Emils Gesicht bricht und die feinen Linien einer Kindheit nachzeichnet, die viel zu schnell zu Ende ging.

Karin fragt mich, ob ich etwas trinken möchte – sie und Emil haben Limonade selbst gemacht, sein Lieblingsgetränk. In ihrer Nähe fühlt sich das Leben für einen Moment leicht an. Und während ich diese Worte schreibe, wird mir bewusst, wie wenig selbstverständlich das vor dem Hintergrund ihrer Geschichte ist.

Es gibt Momente, die ein Leben in ein Davor und ein Danach teilen. Für Emils Familie war es ein Wintertag vor mehr als zehn

Jahren. Der Schnee fiel leise in dichten Flocken, wie heute. Wie ein sanfter Schleier legte er sich über die Welt, unschuldig und ahnungslos, als wollte er alles zudecken und schützen.

Karin Steinbach war an diesem Nachmittag mit ihren beiden Kindern zum Schlittenfahren im Taunus gewesen. Auf dem Feldberg lag so viel Schnee, dass sie vor der Heimfahrt sogar noch einen Schneemann bauen konnten – mit einer Karotte aus der Brotdose als Nase.

Emil war damals fünf, seine Schwester Hannah sieben Jahre alt. Die Kinder tobten und lachten. Alles war so leicht – bis sie sich auf den Heimweg machten.

Auf einer Landstraße passierte es: Für einen winzigen Moment war Karin abgelenkt. Ihr Van geriet auf die Gegenfahrbahn, ein entgegenkommender Sattelschlepper krachte in ihr Fahrzeug. Ein Knall – und dann nur noch eisige, endlose Stille.

Hannah starb noch am Unfallort. Emil überlebte schwer verletzt und wurde mit dem Rettungshubschrauber in die Unfallklinik nach Frankfurt geflogen. Karin blieb nahezu unverletzt – körperlich. Ihr Schmerz hatte sich woanders seinen Platz gesucht.

„Ich dachte damals, die Welt bleibt stehen“, sagte sie einmal. „Es war, als hätte der Schnee diesen Augenblick für immer eingefroren.“

Jedes Mal, wenn sie von den langen Nächten in der Klinik berichtet – von den blauen Wänden der Krankenhausflure, der gedimmten Beleuchtung im Zimmer der Kinderintensivstation, dem Geruch nach Klinik-Mittagessen –, spricht sie auch vom Schnee. Davon, wie sie aus dem großen Fenster der Unfallklinik sah und sich mit jeder Flocke, die vom Himmel fiel, verzweifelt wünschte, sie könnte die Zeit zurückdrehen. Die Angst hatte sich in jede Faser ihres Körpers gelegt. Ich fragte sie einmal, wie sie all das überstanden und was ihr geholfen habe, nicht auf-

zugeben. Da erzählte sie von den Tränen, die sie nachts in ihr Kissen weinte – wenn niemand sie sah, niemand sie brauchte und sie nicht für andere stark sein musste.

„Niemals“, sagte Karin bei einem meiner Besuche. „Niemals hätte ich geglaubt, dass ich so viele Tränen habe. Damals dachte ich: Wenn Emil auch stirbt, habe ich keinen Grund mehr zu leben. Wenn er weiterlebt, ist es meine Aufgabe, auch weiterzumachen. Das hat mich gehalten – in den Nächten, in denen ich selbst kaum noch da war.“

Ihre Worte haben mich tief berührt – als Betreuerin, als Mensch und vor allem als Mutter. Ich bewundere Karin für ihre Stärke, ihren Mut und die Geduld, die sie mit sich und mit dem Leben hat. Manchmal frage ich mich, woher sie diese Kraft genommen hat – und auch heute noch nimmt. Vielleicht liegt die Antwort in dem unerschütterlichen Band zwischen Mutter und Kind. Ein Band, das selbst dann nicht reißt, wenn alles andere zerbricht. Das standhält. Und das sogar am Leben hält.

Für Emil folgten viele Monate auf der Intensivstation, wochenlang lag er im Koma. Seine Eltern wichen nicht von seiner Seite. Für die Trauer um Hannah blieb kaum Raum – was es nicht leichter machte, im Gegenteil.

Dass Emil diesen Unfall und die Zeit danach überlebte, grenzt an ein Wunder. Auch wenn es seitdem ein anderes Leben ist, das er führt. Sein schweres Schädel-Hirn-Trauma hat Spuren hinterlassen: Emil ist kognitiv beeinträchtigt, kann sich ohne Rollstuhl allein nicht mehr fortbewegen. Sein Alltag ist geprägt von Einschränkungen und Abhängigkeit.

Nach dem Unfall funktionierten Karin und ihr Mann Holger nur noch. Tag für Tag, ohne Pause, ohne Wahl. Holger übernahm alles Organisatorische, kämpfte mit Behörden und Versicherungen, während Karin sich um Emils Pflege kümmerte und den Haushalt zusammenhielt.

Doch die Jahre forderten ihren Tribut. Holger erkrankte an einer schweren Depression, die zunächst nicht erkannt und lange als normale Trauerreaktion gedeutet wurde. Als er es irgendwann nicht mehr aushielt, fand er eine Zuflucht, die sich jedoch bald als tückische Falle entpuppte: Die Beruhigungsmittel, die ihm doch nur ein bisschen Schlaf verschaffen sollten, hatten ihn abhängig gemacht.

Karin Steinbach stellte ihre eigenen Bedürfnisse nun völlig zurück. Sie fühlte sich zerrissen zwischen ihren Schuldgefühlen, dem Wunsch, endlich um Hannah zu trauern, und der Pflicht, für Emil und nun auch für Holger da zu sein.

„Es war doch nur ein klitzekleiner Moment. Eine Sekunde, vielleicht zwei. Ich wollte die CD mit dem Hörspiel für die Kinder wechseln, habe in die Mittelkonsole geschaut – Benjamin Blümchen wollten sie hören. Wir waren alle müde von der Kälte, die Kinder hatten ganz rote Wangen vom Schnee, es war dunkel, und die Flocken fielen so dicht. Das ging alles so schnell.“

Karins Stimme ist leise, während sie diese Worte ausspricht. Ich habe sie schon mehrfach gehört – und jedes Mal klingt es, als sei der Unfall gerade erst passiert. Als würde sie ihn nicht nur erzählen, sondern immer wieder neu erleben.

Es gab keine Anklage, keine Schuldzuweisung von außen. Es ist vielmehr die Last der Schuld, die sie seit diesem Tag trägt, und die sie sich bis heute selbst nicht vergeben kann.

Als Emil volljährig wurde, übernahm ich seine rechtliche Betreuung. Seitdem bespreche ich mit Karin Anträge, Pflegeleistungen und Fristen. Manchmal halte ich einfach nur ihre Hand – wenn sie von den Nächten erzählt, in denen sie hoffte, dass ihr Sohn aufwacht. Und ihre Tochter zurückkehrt.

In meiner Arbeit als Betreuerin ist die Zusammenarbeit mit Angehörigen ein wichtiger Bestandteil – und zwar immer dann, wenn sie im Sinne der betreuten Menschen ist und

diese sich das wünschen. Bei Emil war von Anfang an klar, dass seine Mutter Karin seine wichtigste Bezugsperson ist. Ihre Nähe gibt ihm Sicherheit – und ihr Vertrauen in mich stärkt auch das seine.

Holger Steinbach arbeitete früher bei einem großen Logistikunternehmen im Projektmanagement. Er war ein strukturierter, klarer Kopf, machte gern Pläne, optimierte Abläufe und übernahm Verantwortung. Karin erzählte einmal, wie er sogar für den Familienurlaub in den USA eine Excel-Tabelle mit Packlisten erstellte – nicht aus Pedanterie, sondern weil er wollte, dass alles reibungslos lief. Für sie und für die Kinder.

Er liebte seine Familie. Emil war sein „kleiner Ingenieur“, weil er schon früh alles auseinanderschraubte. Hannah war sein Sonnenschein – sie tanzte immer im Garten.

Nach dem Unfall organisierte Holger noch mehr als vorher und flüchtete sich ins Tun – er hielt die Stille nicht aus. Es war seine Art, den Schmerz von sich fernzuhalten. Er hatte eine Art Mauer um sich herum errichtet.

Aber das Schweigen in ihm wurde mit der Zeit immer lauter. Die Depression kam nicht von heute auf morgen, sie schlich sich leise von hinten an. Eine Zeit lang war er nur öfter müde als vorher und konnte trotzdem nicht schlafen. Dann zog er sich mehr und mehr zurück, hielt Gespräche kürzer, weil ihm die Kraft dazu fehlte. Sein Blick wurde immer leerer. In den Medikamenten, die ihm helfen sollten, einzuschlafen, sah er zunächst einen Ausweg – der dann viel zu schnell zu seinem inneren Gefängnis wurde.

Karin sagte einmal: „Ich glaube, die Depression hat ihn zuerst noch geschützt. Aber dann hat sie ihn aufgefressen.“

Holger konnte den Weg nicht weitergehen. Seine Seele hat den Unfall nie überwunden. Er klammerte sich an das Davor – und konnte das Danach nicht ertragen. Es ging einfach nicht.

Mehrfach versuchte er, zu entgiften, aber er schaffte es nicht. Immer wieder griff er heimlich zu den Tabletten, damit Karin es nicht merkte. Er hatte Angst.

Mit den Jahren verlor er sich immer mehr, bis sein Leben mit sechsundfünfzig Jahren endete – weit entfernt von dem Leben, das er so gerne geführt hatte.

Karin spricht selten über ihn. Seine Sucht hatte auch eine tiefe Schlucht zwischen sie beide geschlagen. Sie trennte sich von ihm und zog mit Emil aus, schweren Herzens. Fortan trug sie den Haushalt, Emils Pflege und den Schmerz allein. Heute ist sie immer noch da, für Emil. Sie wirkt nicht wie eine Frau, die zerbrochen ist, sondern wie eine, die gelernt hat, die Scherben ihres Lebens zu etwas Neuem zusammenzusetzen und die Risse nicht zu verstecken, sondern als Teil eines Ganzen anzunehmen.

„Die Erinnerung wird nicht leichter“, sagt sie. „Manche Türen sind seit diesem Tag fest verschlossen – dahinter liegt zu viel Schmerz, zu viel Schuld. Ich habe Angst, mich darin zu verlieren, wenn ich diese Räume noch einmal betrete. Aber durch andere Türen bin ich hindurchgegangen, in der Hoffnung, dass es dahinter irgendwann wieder heller wird. Mit der Zeit habe ich akzeptiert, dass der Schmerz bleibt. Nicht in seiner ganzen Wucht, nicht in jedem Augenblick – aber als Teil von mir. Er gehört dazu, und er darf da sein – neben all meiner Liebe und Dankbarkeit für das, was wir hatten.“

Jeden Morgen weckt sie Emil, hilft ihm beim Anziehen, kämmt ihm die Haare, während er ihr von seinen Träumen erzählt – wie er fliegt, segelt und taucht.

Manchmal sagt er Dinge, die mich staunen lassen.

„Ich war bei Hannah“, flüstert er mir leise zu, als er das Mädchen mit dem Schlitten draußen sieht. Mein Herz setzt für einen kurzen Moment aus.

„Wir haben zusammen einen Schneemann gebaut“, fügt er hinzu. „Und Hannah hat gelacht.“

„Hat sie was gesagt?“ frage ich.

„Ja, sie meinte: ‚Ihr macht das gut, Mama und du.‘“ Dann lächelt er – sein strahlendes, kindliches Lächeln, das er nie verloren hat und das mehr sagt als viele Worte.

An den Vormittagen arbeitet Emil in der Werkstatt für behinderte Menschen oder hat therapeutische Termine – Sprachübungen, Physiotherapie und Gedächtnistraining.

Er lacht, wenn er einen Witz macht – und auch, wenn er einen verpasst und erst später versteht.

Karin kocht, wäscht, hält die Wohnung sauber und koordiniert Termine. Unermüdlich – und mit dieser stillen Wärme, die sie jeden Tag aufs Neue ausstrahlt.

Wenn Emil nachmittags und am Wochenende zu Hause ist, hilft er Karin. Er rührt Teig für den Kuchen, den sie backt, er schmeckt die Suppe fürs Abendbrot ab, die nach Petersilie und gemeinsamen Erinnerungen duftet. Abends sitzen sie oft auf der Couch. Dann kuschelt Emil sich an seine Mama und lauscht den Geschichten, die sie ihm vorliest.

Ich begleite die beiden nicht nur durch Paragrafen und Bescheide, sondern immer wieder auch durch Alltagsschmerz und kleine Siege. Wenn eine Behörde sich querstellt, wenn Formulare unleserlich sind, wenn Versicherungen oder Banken mauern, bin ich an ihrer Seite:

„Sie wollen das Formular 12b.“

„Das haben wir eingereicht.“

„Es fehlt noch das Zusatzblatt 12b-1.“

Karin seufzt. Ich atme tief durch und schaue sie zuversichtlich an. „Dann machen wir das jetzt.“

Als zwei Wochen später endlich der Bescheid kommt, rufe ich Karin an.

„Manchmal hilft es, wenn man nicht allein ist“, sagt sie, und ich kann ihr Lächeln am anderen Ende der Leitung hören.

Als ich heute gehe, bewegt sich beim Schließen der Wohnungstür wieder das kleine Windspiel – es klingelt noch einmal leise zum Abschied. Vor dem Haus sehe ich, dass auf dem Fenstersims mittlerweile eine dünne weiße Schicht liegt. Es schneit noch immer.

Als ich zum Fenster schaue, winkt Emil mir aus dem Wohnzimmer zu. Karin steht hinter ihm, die Hände auf seinen Schultern. Ich winke zurück.

Dann lege ich meinen Kopf in den Nacken und schaue nach oben. Es wird jetzt schon nachmittags dunkel, und die weißen Flocken sehen aus wie kleine Sterne, die vom Himmel fallen.

Manche verwehen oder schmelzen. Aber andere, die bleiben und formen etwas Neues.



Die Halt(e)stelle

Als ich das Pflegeheim betrete, sehe ich sie schon von Weitem. Sie sitzt auf einer Bank im Innenhof, umgeben von einer großen Glasfront, durch die man von drinnen nach draußen blicken kann.

Es ist Sommer, die Luft riecht nach frischen Waffeln – jeden Mittwoch gibt es welche in der Cafeteria. Mit Puderzucker, Vanilleeis und heißen Kirschen, wie früher.

Auf Frau Kellers Schoß liegt ein alter Lederranzen, den sie fest umklammert, als wäre er ein Schatz aus einer anderen Zeit.

Meist setzt sie ihn schon in ihrem Zimmer auf den Rücken, fährt mit dem Aufzug ins Erdgeschoss und geht hinaus in den geschützten Außenbereich – bei Wind und Wetter. Dann setzt sie sich auf die Bank, manchmal stundenlang.

„Ich warte auf den Schulbus“, sagt sie. Ihre Stimme klingt fest, fast geschäftig.

Ich besuche sie regelmäßig. Liselotte Keller lebte bereits im Seniorenstift „Sonnenpark“, als ich ihre Betreuung übernahm.

Zu Beginn eines Gesprächs wirkt sie meist erstaunlich klar. Erst mittendrin zeigt sich, dass sie einiges vergisst. Wenn sie zum Beispiel – mehrfach – fragt: „Und wer sind Sie?“

An einen Nachmittag erinnere ich mich noch gut. Ich saß bei ihr, als eine Pflegekraft ins Zimmer kam. Frau Keller strahlte sie an: „Mein Mann kommt heute Abend nach Hause. Er war auf Geschäftsreise, wir wollen noch ausgehen.“

Die Pflegekraft lächelte angestrengt. „Aber Frau Keller ... Ihr Mann ist längst tot. Das habe ich Ihnen doch schon so oft gesagt. Sie vergessen es nur immer wieder.“

Etwas in mir zog sich schmerzhaft zusammen. Nicht nur wegen dieser Worte, sondern auch wegen der Selbstverständlichkeit, mit der sie ausgesprochen wurden. Frau Keller stiegen Tränen in die Augen. Ich legte meine Hand behutsam auf ihre und strich mit dem Daumen vorsichtig über ihre warme Haut. In diesem Moment war nicht wichtig, was stimmte, sondern was tröstete.

Ich weiß, dass solche Sätze oft gut gemeint sind. Sie sollen Orientierung, Halt und Kontrolle geben. Aber meist nehmen sie mehr, als sie geben.

Solche Augenblicke machen deutlich, wie viel Mitgefühl und Sensibilität es braucht, um Menschen mit einer Demenz gut zu begleiten.

Es geht nicht darum, sie in unsere Realität zurückzuholen oder ihre Erinnerung zu korrigieren, sondern darum, ihre Wirklichkeit zu verstehen und präsent zu sein – mit dem, was gerade ist.

Ihre subjektive Wahrnehmung ist – wie das Wort schon sagt – das, was sie für *wahr* halten. Wenn es ihnen guttut, darf es ihre Wahrheit bleiben. Ohne dass wir geraderücken oder dagegenreden müssten.

Abholen und mitgehen – statt klarstellen.

Wenn ihre Wahrnehmung ihnen hingegen Angst macht, dann dürfen wir sie auch mit diesem Gefühl ernst nehmen und ihnen Sicherheit geben. Manchmal kann es helfen, die Menschen sanft in eine andere Richtung zu lenken. Dorthin, wo es für sie leichter wird. Das kann ein anderes Gesprächsthema sein oder auch eine andere Beschäftigung.

Ich gebe Seminare über den Umgang mit an Demenz erkrankten Menschen und berate Angehörige, die nicht mehr erkannt werden – von den Menschen, die ihnen einst am nächsten standen. Viele sind tief verletzt, wenn der Blick der Mutter leer bleibt – und gekränkt, wenn der Vater ihren Namen

nicht mehr weiß. Sie ziehen sich zurück, weil es wehtut und wie ein verfrühter Abschied scheint. Und sie werden wütend auf ihre Eltern, weil sie sich selbst so machtlos fühlen.

Im Nachhinein treten oft Schuldgefühle auf: „Darf ich überhaupt so empfinden?“ Mit der Antwort, die sie von der Gesellschaft erwarten, kommt die Beschämung hinzu. Dabei ist es doch normal, zu verzweifeln, wenn die Mutter ihre Brille im Kühlschrank sucht oder der Vater auf dem Flur seine Hose herunterlässt. Es sind die eigenen Eltern, die immer größer und stärker waren. Es fühlt sich so falsch an, wenn man als Kind plötzlich für sie sorgen soll, weil die Eltern in ihrer Demenzerkrankung kindliche Züge annehmen – etwa, wenn sie trotzig reagieren, sich weigern, die Jacke anzuziehen, oder mitten in der Nacht nach *ihrer* Mutter rufen. Es ist, als hätte sich die Rollenverteilung umgedreht. Das ist schwer zu begreifen und macht hilflos. Da ist es leichter, Wut zu empfinden – die fühlt sich nicht so schwach an.

Deshalb gebe ich den Angehörigen, mit denen ich darüber ins Gespräch komme, stets die Botschaft mit auf den Weg, dass es völlig in Ordnung ist, Wut, Angst, Verzweiflung, Trauer und Scham zu empfinden. Es ist erlaubt und ganz normal, dass sich das gerade so anfühlt. Denn diese Gefühle sind schließlich auch Ausdruck der Nähe und der Beziehung.

Manche sagen: „Das ist nicht mehr meine Mutter.“ Dann antworte ich: „Vielleicht nicht so, wie Sie sie kannten. Aber sie ist noch da. Nur anders.“

Wenn Angehörige mit ihren Gefühlen angenommen werden – und sich damit vielleicht sogar selbst annehmen können –, entsteht die Chance auf ein neues Miteinander. Auf ein *Ich bin in Ordnung mit meinen Gefühlen – und du bist in Ordnung mit deiner Erkrankung*.

Demenz kann auch laut werden. Wütend. Unberechenbar. Wenn jemand plötzlich schreit und um sich schlägt, dann ist

das nicht die eigentliche Persönlichkeit, die sich in diesem Moment zeigt, sondern es ist Ausdruck einer inneren Not, die wir oft nicht sehen, aber trotzdem spüren können. Ausdruck von Überforderung, Angst und Kontrollverlust – manchmal auch von Schmerzen oder tiefer Einsamkeit.

Ich erinnere mich an eine Tochter, die sagte: „Mein Vater war immer so sanft. Jetzt beschimpft er mich ständig.“ Ich antwortete ihr: „Vielleicht ist Ihr Vater noch immer sanft, irrt aber gerade durch eine Welt, die ihm Angst macht. Er meint nicht Sie mit den Beschimpfungen, sondern die Angst, in der er gerade lebt.“

Menschen mit Demenz verlieren ihre Orientierung. Zeit und Ort verschwimmen, manchmal sogar der eigene Name – und damit auch ein Stück der eigenen Identität. Deshalb sind Rituale und Struktur so wichtig. Wiederholungen. Verlässlichkeit.

Liselotte Keller wartet auf den Schulbus, jeden Tag. Doch vielleicht ist das gar nicht traurig – vielleicht ist es für sie ein Anker. Ein Kompass in einer Welt, die sich ständig verändert und deshalb bedrohlich anfühlen kann. Der Schulbus dagegen kommt immer.

Eine Zeit lang suchte Frau Keller täglich nach alten Briefen, die ihr Mann ihr vor vielen Jahren geschrieben hatte. Nicht immer fand sie, was sie suchte – dann wurde sie panisch, und manchmal auch wütend. Weil sie überzeugt war, dass jemand ihr diese Erinnerungsstücke weggenommen hatte.

Gemeinsam mit ihren Angehörigen überlegte ich, was ihr helfen könnte. Schließlich bastelten sie ihr einen kleinen Briefkasten. Darauf stand in großen Buchstaben „POST“. Frau Keller schaute regelmäßig nach, ob sie Post hatte – und fand dort ihre Briefe. Dann freute sie sich, dass ihr Mann an sie gedacht hatte. Dieses Gefühl hat sie getragen.

Bei der Demenz gehen nicht die Erinnerungen selbst verloren, sondern der Zugang zu ihnen ist verstellt. Wie durch

einen Schleier, der sich über die frühere Welt legt. Die vertraute Umgebung wird fremd, das Eigene entgleitet. Das macht Angst.

Demenz verändert vieles – aber nicht das Gefühlserleben eines Menschen. Freude bleibt. Auch Trauer. Einsamkeit. Glück. Die Sehnsucht nach Nähe. Überraschung, Ekel, Verzweiflung, Stolz und Eifersucht – all das ist noch da. Oft sogar intensiver als zuvor, weil der Verstand sich nicht mehr dazwischenschaltet.

Diese Gefühle sind wie eine Haltestelle – ein Ort, an dem wir die Menschen abholen können. Jeden Tag aufs Neue. Nicht mit großen Gesten, sondern mit Nähe, Geduld und einem offenen Herzen. In kurzen Momenten.

Letzte Woche habe ich in einem anderen Pflegeheim einen Herrn besucht, den ich betreue. Als ich in den Flur des Wohnbereichs kam, saß dort eine ältere Dame und wartete auf ihr Mittagessen. Als sie mich sah, rief sie: „Ach, jetzt hab’ ich gerade gedacht, meine Tochter kommt. Aber das ist sie gar nicht. Wie schade. Sie sehen ihr ähnlich, sind auch groß und schlank, auch die Haare hat sie wie Sie.“ Da bin ich einen Moment bei ihr stehengeblieben und habe mich mit ihr unterhalten. Sie hat gefragt, ob meine Eltern groß sind, weil ihr Mann eher klein war und sie auch – da haben sie sich immer gewundert, wieso ihre Tochter so groß ist. Ich habe sie gefragt, ob ihre Eltern vielleicht größer waren, und sie sagte: „Ja, mein Vater war ein hochgewachsener Mann, er war in Kriegsgefangenschaft. Vielleicht hat meine Tochter ihre Größe von ihm. Wie schön, dass Sie hier waren. Machen Sie’s gut.“

Es war eine so kurze Begegnung, nur ein kleiner Augenblick, der mich in Gedanken auch noch eine Woche später immer wieder begleitet.

Wenn Frau Keller auf den Bus wartet, geht es nicht darum, die Realität zu korrigieren. Es geht darum, einen Zugang zu finden. Einen Moment der Verbindung. Nicht stundenlang –

manchmal reicht ein Blick oder ein gemeinsames Lächeln. Ein Lied aus der Kindheit. Der Duft frisch gebackener Waffeln. Das Gefühl einer sanften Berührung.

Diese kleinen Brücken sind es, die Begegnung ermöglichen – mit uns und mit der Vergangenheit des erkrankten Menschen. Auch wenn Worte fehlen. Wenn Namen nicht mehr erinnert werden. Die Beziehung bleibt doch spürbar, wenn wir bereit sind, sie auf neue Weise zu leben.

Doch Nähe allein reicht nicht immer aus. Manchmal geraten wir in Situationen, in denen Beziehung und Verantwortung miteinander ringen und wir Entscheidungen treffen müssen, die das Vertrauen auf die Probe stellen.

Über Monate hinweg hatte Liselotte Keller Geld von ihrem Sparbuch abgehoben, bis kaum noch etwas übrig war. Sie konnte sich nicht erinnern. Und sie konnte nicht verstehen, warum ich als Betreuerin plötzlich über ihr Geld entscheiden sollte. Das machte sie wütend – weil sie selbst Entscheidungen treffen wollte, wie immer. Und jetzt sollte ihr das weggenommen werden?

„Es ist *mein* Geld. Wann bringen Sie mir welches? Ich brauche Geld.“

Ich konnte ihren Ärger nachvollziehen. Sie hatte das Gefühl, die Kontrolle zu verlieren. Und genau das sagte ich ihr: „Ich verstehe Sie, Frau Keller. Mir würde es nicht anders gehen, wenn jemand Fremdes plötzlich meine Rechnungen bezahlen sollte, obwohl ich das vorher immer selbst gemacht habe.“

Sie sah mich erstaunt an. „Ja, ich habe mich immer um alles allein gekümmert. Und jetzt darf ich das nicht mehr.“

Worte, die viele von uns in der Betreuung kennen – und die jedes Mal aufs Neue berühren.

Ich weiß, dass ich nun die eine oder andere Entscheidung für sie treffen muss, auch finanziell. Weil vieles zu komplex und unverständlich wird in der Demenz. Aber ich möchte, dass

sie dabei ihr Gesicht wahren kann. Deshalb suche ich mit ihr gemeinsam nach Wegen, sie einzubeziehen, so gut es eben geht.

Ich erkläre ihr, dass wir beide ein Team sind und zusammenarbeiten. Dass ich ihr helfen möchte, den Überblick zu behalten – weil es eben manchmal schwer ist, wenn vieles zusammenkommt. Ich schaue mit ihr die Kontoauszüge an und frage sie, was ihr wichtig ist. „Die Spende an den Tierschutzverein, die soll aber weiterlaufen, geht das?“, fragt sie. An meiner Antwort spürt sie, dass ich sie ernst nehme.

Vertrauen entsteht nicht über Formulare, sondern über Beziehung.

Manchmal kann es schon reichen, wenn jemand spürt: *Ich werde einbezogen. Ich werde gefragt. Ich bin nicht egal. Ich bin noch wichtig.*

Frau Keller will noch selbst entscheiden dürfen. Es ist ihr wichtig, Kontrolle zu haben. Manchmal ist es auch einfach wichtig, gesehen und gehört zu werden – mit allem, was gerade da ist.

Heute setze ich mich zu ihr auf die Bank. Sie wartet wieder auf den Schulbus.

„Ich hab’s ganz vergessen“, sage ich. „Heute fangen doch die Sommerferien an. Es ist gar keine Schule. Der Bus kommt heute nicht. Wollen wir zusammen einen Tee trinken?“

Sie blinzelt, dann lächelt sie. „Eine gute Idee ist das“, sagt sie. „Ein Tee wäre schön, wenn ich schon nichts lernen kann.“

Ein paar Herzschläge lang schweigen wir gemeinsam. Verbunden durch einen Augenblick, der ganz ihr gehört.

Dann gehen wir langsam zurück ins Haus. In die Cafeteria. Es ist ja Mittwoch.

Sie hält ihren Ranzen fest an sich gedrückt. Und ich weiß: Für heute – in ihrer Welt – ist alles gut so, wie es ist.

## *Ein Blick zurück – was trägt*

Rechtliche Betreuung ist mehr als ein juristischer Rahmen. Sie ist immer auch Beziehung, mal zurückhaltend, mal herausfordernd, immer individuell – und im besten Fall stets menschlich.

Die Begegnungen mit den Menschen, die ich bisher begleiten durfte, haben mir gezeigt: Es geht nicht darum, Lösungen für jemanden zu finden. Viel wichtiger ist es, Räume zu öffnen – für eigene Entscheidungen und für das, was bleibt, wenn Systeme an ihre Grenzen stoßen: das Zwischenmenschliche.

Die Geschichten in diesem Buch zeigen, was sonst oft im Verborgenen bleibt. Es geht nicht um Diagnosen, Verfahrensakten oder Maßnahmen, sondern um die Menschen dahinter. Mit all ihren Zweifeln, ihrer Stärke und ihren Geschichten. Und mit ihrem Wunsch, gesehen zu werden.

Auch wenn diese Begegnungen nur einen Bruchteil unserer täglichen Arbeit ausmachen, verdienen sie Raum. Weil sie wichtig sind – für die betreuten Menschen, für uns Betreuerinnen und sogar für das, was oft als bloße Verwaltung erscheint und den Großteil unserer Zeit beansprucht. Immer wieder zeigt sich: Wenn Vertrauen gewachsen ist, ein Stück Beziehung – etwas, das trägt, auch durch stürmische Zeiten –, dann lassen sich auch rechtliche Fragen leichter klären. Was dabei hilft? Das Wissen, wer der Mensch ist, dem wir begegnen – jenseits von Aktenzeichen und Formularen.

Das macht die Betreuungsarbeit zu dem, was sie – jedenfalls für mich – immer wieder ist: ein Augenblick der Menschlichkeit.

Ich wünsche mir, dass wir – als Einzelne und als Gesellschaft – öfter innehalten, genau hinhören und begleiten. Dass wir nicht nur sehen, was jemand tut, sondern auch, wer er ist. Denn Menschlichkeit beginnt dort, wo wir bereit sind, einander wirklich zu begegnen.

## *Zwischen den Türen – ein leiser Dank*

Dieses Buch ist aus Jahren der Arbeit und zahlreichen menschlichen Begegnungen entstanden, die Spuren hinterlassen haben. Es ist all jenen gewidmet, deren Wege sich mit meinem gekreuzt haben – und die mir erlaubt haben, ein Stück mit ihnen zu gehen.

Ich habe das Privileg, jeden Tag Menschen zu begleiten, die mir zeigen, wie schmal der Grat zwischen Selbstbestimmung und Schutz, zwischen Freiheit und Fürsorge sein kann – und wie oft sich diese Gegensätze berühren, überlagern und gegenseitig herausfordern. Wie viel Mut es braucht, Hilfe zuzulassen und Hilfe zu leisten.

Ich danke meiner Familie, die mir Raum gibt – zum Schreiben, zum Denken und zum Fühlen.

Allen voran meinen beiden geliebten Kindern – ihr seid mein größtes Wunder. Danke, dass ihr mich jeden Tag daran erinnert, was wirklich zählt.

Ein besonderer Dank gilt meinem Lebensgefährten: Durch dich bin ich damals in die rechtliche Betreuung hineingewachsen – bis heute bist du für mich ein besonderer Begleiter in diesem Beruf. Manchmal vergesse ich, dass es nicht selbstverständlich ist, jederzeit jemanden an der Seite zu haben, dem ich jede fachliche Frage stellen kann. Dafür danke ich dir von Herzen.

Ich danke den Menschen, die mir ihr Vertrauen geschenkt, mir die Tür zu ihrer Welt geöffnet haben. Ihre Menschlichkeit, ihre Ängste, ihre Sehnsüchte und ihre Verletzlichkeit haben mich tief berührt und prägen meine Arbeit Tag für Tag.

Ein Dank von Herzen geht an meine beiden Mitarbeiterinnen: Die Arbeit mit euch ist ein so großes Geschenk. Danke für euer unermüdliches Engagement, für eure Geduld mit den Tücken der Bürokratie und für eure Menschlichkeit. Und besonders dafür, dass ihr mir Tag für Tag den Rücken freihaltet.

Meiner Herzensfreundin, die viele Kapitel gelesen hat, bevor das Buch in den Druck ging – danke für deinen wachen Blick, dein ehrliches Feedback und dafür, dass du immer wieder darauf vertraut hast, dass ich die richtigen Worte finden werde.

Ein Dankeschön von Herzen geht an Gabi und Corina – ihr seid für mich so wertvolle Wegbegleiterinnen in diesem Prozess gewesen. Ohne euch hätten die Geschichten nicht den Rahmen, den sie jetzt haben. Danke für eure Kreativität, eure Sorgfalt, eure Wärme und eure Geduld, wenn ich am letzten Cover-Entwurf und Layout doch noch kurzfristig Änderungswünsche hatte.

Besonders dankbar bin ich einer Wegbegleiterin, die mich in den vergangenen sechzehn Jahren mit so viel Wärme und Klarheit begleitet und mir den Rücken gestärkt hat. Vieles von dem, was ich heute tue und schreibe, wäre ohne diese besondere Verbindung nicht denkbar. Ich durfte in dieser Zeit mehr lernen als in jeder Aus- oder Fortbildung – über mich selbst, über andere und über das, was Beziehung bedeuten kann. Danke für all unsere Gespräche, den langen gemeinsamen Weg und jeden einzelnen Spaziergang.

Es sind die kleinen Gesten, der passende Rahmen, die geöffneten Türen und die leisen Anteile, die sich in diesem Buch wiederfinden – und die am Ende wirklich zählen. Ich wünsche mir, dass etwas davon bleibt – in Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wie es auch in mir geblieben ist. Ich danke Ihnen, dass Sie mir Ihre Zeit geschenkt und sich auf die Begegnungen – mit den Menschen in diesem Buch und mit mir – eingelassen haben. Das bedeutet mir viel.

# Autorin

Sandra Bolz, geboren 1981, lebt mit ihrer Familie in Frankfurt am Main. Seit 2011 ist sie als Rechtsanwältin und seit 2013 auch als rechtliche Betreuerin tätig – mit dem Wunsch, den Menschen hinter den Akten zu begegnen.

Sie leitet Seminare und Supervisionsgruppen und gibt dort ihr Wissen und ihre Erfahrung weiter – praxisnah, authentisch und personenzentriert.

Das Schreiben begleitet sie seit vielen Jahren: als Ausdruck ihrer Beobachtungen, als Spiegel der Begegnungen mit Menschen, die sie täglich inspirieren, und als Möglichkeit zur eigenen Reflexion.